am 1./2. Dezember hielt ein Ulan Görres von der 7. Kavalleriedivision fest: »Alle Frontsoldaten wollen Freiheit, Wahrheit, Recht und Brot.« (Zwischen Revolution und Kapp-Putsch. Militär und Innenpolitik 1918–1920. Hrsg. von Heinz Hürten, Düsseldorf 1977, S. 17). In ihrer rhetorischen Zuspitzung zeigt diese Formulierung Kernelemente der weitreichenden pro-revolutionären Politisierung des Feldheeres im Westen an, die Stephenson in seiner in der Kernthese nicht überzeugenden Studie ignoriert.

Benjamin Ziemann

Nils Graefe, Liu Guitang (1892–1943): Einer der größten Banditen der chinesischen Republikzeit, Wiesbaden: Harrassowitz 2008, XVI, 488 S. (= Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, 64), EUR 78,00 [ISBN 978-3-447-05824-7]

Hinlänglich bekannt ist, dass in der chinesischen Republikzeit (1911–1949) kein wesentlicher Unterschied zwischen Räuberbanden, Soldateska von lokalen Kriegsherren und oft auch Regierungstruppen bestand. Nils Graefe legt nun eine umfangreiche Studie zu der wohl schillerndsten Gestalt dieser Zeit vor, die in alle drei Kategorien passt. Liu Guitang, Ziegenhirte und Analphabet aus der Provinz Shandong (Shantung), begann seine »Karriere« als Bandit aus reiner Not, so wie viele seiner Landsleute auch. Im Jahre 1915 gründete er als Dreiundzwanzigjähriger eine eigene Bande. Skrupellosigkeit, Spürsinn, Erfolge und oft schieres Glück hatten nicht nur zur Folge, dass er immer wieder aus nahezu aussichtsloser Lage entkam, sondern führten ihm auch schnell eine große Anzahl Gleichgesinnter zu, die sich zu einer rasch anwachsenden Bande entwickelten, in der sich sogar einige Dutzend russischer Söldner befanden. Marodierend zogen sie durch Shandong, raubten, erpressten und vergewaltigten nach Belieben, sodass ihr Terror zu einer wahren Landplage wurde. Der Autor kommt zu dem Schluss, dass Liu entscheidend zu der Anarchisierung Süd-Shandongs beitrug, das zu einem wahren »Tollhaus« und zu einem »Selbstbedienungsladen« für die Skrupellosen und Mächtigen geworden sei (S. 106). Der Räuberhauptmann schonte dabei nur die engste Umgebung seines Herkunftsortes. Im Laufe der Jahre weitete er seinen Operationsbereich auf den größten Teil Nordchinas und die Innere Mongolei aus. Bald waren seine Truppen beritten und verschafften sich dadurch ein hohes Maß an Mobilität. Oftmals wurden die Banden in den Kämpfen nahezu aufgerieben, und ihr Führer entging nur knapp dem Untergang. Immer war Liu hart gegen sich selbst und brutal gegen andere. Besonders erschütternd ist die Schilderung, wie er von seinen Männern einmal verlangte, ihre eigenen Angehörigen zu töten, als deren Tross in schwierigster Lage zur Belastung wurde. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, erschoss er vor versammelter Mannschaft seine beiden Frauen.

Liu führte seine Raubzüge entweder auf eigene Rechnung oder ging schnell wechselnde Allianzen ein: Mit oder gegen diverse Kriegsherren, mit oder gegen die Kuomintang-Armee Jiang Kai-sheks (Chiang Kai-shek), mit oder gegen die Japaner und deren Marionettenregime. Zeitweise wurde seine Bande in die Kuomintang-Armee integriert, eine häufige Praxis, sodass Liu zum Divisionskommandeur der Zentralmacht ernannt wurde, um deren Kampf gegen die Kriegsherren des Nordens zu unterstützen. Die dadurch erfahrene starke Aufwertung genoss er offenbar sehr. Soldzahlungen sowie die Lieferung militärischer Ausrüstung und Waf-

© MGFA Potsdam, DOI 10.1524/mgzs.2010.0011

fen waren das erwünschte Ergebnis. Dies hinderte Liu aber nicht, bei nächster Gelegenheit aus Jiang Kai-sheks Dienst zu desertieren und neue Allianzen einzugehen, und auch nicht, vorübergehend in die Dienste der Kuomintang zurückzukehren. Die Eroberung der Mandschurei und ihre De-facto-Annexion durch die Japaner mischten 1931 die Karten für ihn neu. Er wurde deren Kollaborateur und Kommandeur des Marionettenregimes »Manchukuo«. Breiten Raum nimmt in Graefes Schilderung die Rolle ein, die Liu 1933 bei der Annexion einer weiteren chinesischen Provinz durch die Japaner einnahm, das an die Mandschurei angrenzende »Rehe«, womit offenbar das in der Geschichtsschreibung gewöhnlich als Jehol bezeichnete Gebiet gemeint ist (japanisch: Nekka). Außerdem unterstützte Liu Tokyos Politik zur Destabilisierung weiterer Gebiete Nord-Chinas, vor allem der Provinz Chahar, und der Inneren Mongolei.

Das Jahr 1937 schuf erneut veränderte Gegebenheiten: Japan führte von nun an jahrelang seinen zweiten großen Krieg gegen China, der erst mit der Niederlage im Zweiten Weltkrieg enden sollte. Neue Chancen boten sich damit für Liu, und zwar nicht nur für seine »normalen« Raubzüge und seinen Terror gegenüber der Zivilbevölkerung. Überwiegend stellte er sich auf die Seite der Japaner und deren Marionettenregime im besetzten Nanking und führte Kämpfe gegen die kommunistische Guerilla. Diese Aktivitäten wurden auch von der Kuomintang nicht ungern gesehen, die zwar mit Mao Tse-tung zur Führung eines gemeinsamen Kampfes gegen den japanischen Feind einen Burgfrieden geschlossenen hatte, aber die Schwächung des roten Rivalen mit klammheimlicher Freude zur Kenntnis nahm und für sich selbst eine verbesserte Plattform für die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu erwartenden Auseinandersetzungen erhoffte. Schließlich aber ging Liu den Kommunisten 1943 in die Falle und wurde getötet. Sein Leichnam wurde tagelang durch die umliegenden Ortschaften transportiert und zur Schau gestellt, um seinen Mythos der Unbesiegbarkeit und Unsterblichkeit zu entlarven.

Neben der Schilderung des »größten Banditen der chinesischen Republikzeit« und seines Umfeldes gewährt Graefe auch tiefe Einblicke in die Lage der leidenden Bevölkerung. Interesse verdient ebenso die heutige Bewertung Lius einerseits in der Volksrepublik China und andererseits auf Taiwan, die der Autor abschließend behandelt: Für Peking ist er ein blutrünstiges Monster und Kumpan der Japaner, für Taipeh ein unerschrockener Kämpfer gegen den Kommunismus.

Da dokumentarisches Material zum Sujet des besprochenen Werkes in westlichen Sprachen kaum vorliegt, mit Ausnahme einiger Berichte der Steyler Mission (Societas Verbi Divini), hat Liu in der europäisch-amerikanischen Geschichtsschreibung wenig Spuren hinterlassen. Es ist daher dankbar anzumerken, dass Graefe eine bewundernswerte Fülle chinesischer Quellen verarbeitet hat und auch die Originalschriftzeichen der Namen und Titel mitliefert. Der Rezensent muss allerdings zugeben, dass ihn die große Fülle chinesischer Orts- und Personennamen mitunter verwirrt hat.

Gerhard Krebs

Die SS, Himmler und die Wewelsburg. Hrsg. von Jan Erik Schulte, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2009, XXXV, 556 S. (= Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg, 7), EUR 34,90 [ISBN 978-3-506-76374-7]

Eine Gesamtgeschichte der SS ist überfällig und steht weiter aus. Der vorliegende Band füllt diese Lücke nicht. Er ist aber ein gewichtiger Schritt in diese Richtung, will er doch das breite Spektrum der SS-Geschichte aufnehmen und diese explizit »auch in unbekannteren Ecken« ausleuchten (S. XII).

Eingangs ordnet Herausgeber *Jan Erik Schulte* zunächst den Sammelband in einen Forschungsüberblick zur SS ein. Schulte macht deutlich, wie nach einigen frühen Gesamtdarstellungen, die wichtige Pionierleistungen darstellten, in den vergangenen Jahren vorwiegend zahlreiche Einzelfragen bearbeitet wurden. Es liegt mithin eine Fülle von Einzelstudien vor, deren Erträge im Detail nur noch schwer zu überblicken sind. Grundsätzliche Probleme sind indes ungeklärt. So sind etwa Divisionsgeschichten, die zugleich »einen wissenschaftlichen Anspruch erheben können« (S. XXVII), Mangelware. Allerdings weist Schulte auf Forschungen außerhalb Deutschlands hin, wobei er eine deutsche Übersetzung der umfangreichen Studie La Waffen-SS des französischen Historikers Jean-Luc Leleu dringend einfordert.

Die Wewelsburg stellt *Jan Erik Schulte* in seinem einführenden Beitrag als einen Ort vor, der für die SS ideologisch höchst wichtig war: Im Mittelpunkt seiner Betrachtung widmet sich Schulte jener Tagung am 12. Juni 1941, bei der sich alle relevanten Befehlsträger der militärischen und paramilitärischen Strukturen (Einsatzgruppen, Polizeibataillone und Waffen-SS-Verbände) auf der Wewelsburg trafen und gemeinsam auf den kommenden rassistischen Vernichtungskrieg und seine ideologisch-weltanschauliche Bedeutung eingeschworen wurden.

Die drei nachfolgenden Beiträge sind unter der Überschrift »Strukturen« zusammengefasst. *Armin Nolzen* widmet sich in seinem Beitrag der Verortung der SS innerhalb der NSDAP. Hierbei zeichnet er die sukzessive Loslösung und Verselbstständigung der SS von bzw. gegenüber der NSDAP nach, deren Untergliederung sie formal blieb. *Michael Wildt* beschreibt das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) als ungemein flexible und dynamische Struktur, die sich beständig den jeweiligen Erfordernissen einer auf rassische Umgestaltung und völkische Neuordnung ausgerichteten mörderischen Praxis anpassen konnte. *Ruth Bettina Birn* geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie es ausgerechnet der SS gelang, die Eingliederung von ›Fremdvölkischen‹ ideologisch und praktisch umzusetzen. Auch hier wird deutlich, zu welchen pragmatischen Kompromissen die SS fähig war, ohne jedoch grundsätzlich weltanschauliche Positionen, wie die Imagination einer Herrenrasse, korrigieren oder gar verwerfen zu müssen.

Das nächste Kapitel ist mit »Radikalisierung« überschrieben. *Matthias Hambrock* greift die von Karl Krauss geprägte Formel der ›verfolgenden Unschuld‹ auf, um diese für mentalitätsgeschichtliche Überlegungen zur SS nutzbar zu machen. *Martin Cüppers* stellt in seinem Aufsatz die Ergebnisse seiner Dissertation zum Kommandostab Reichsführer-SS und somit zum Konnex von Waffen-SS und Judenmord vor. Neben weiteren Formationen waren die Truppen des Kommandostabes »eine der wesentlichen Stützen zur Realisierung der deutschen Vernichtungspolitik in Osteuropa« (S. 117). *Jan Erik Schulte* beschließt das Kapitel mit einer Studie über Odilo Globocniks Siedlungsstützpunkte und die Entscheidung zum Bau des Vernichtungslager Belzec. Dabei gelingt es Schulte anhand der Tätigkeiten des SS-Bri-

gadeführers exemplarisch zu verdeutlichen, wie sich im Prozess der Radikalisierung jeweils »Zentrale und Peripherie wechselseitig« (S. 136) ergänzten und beflügelten, und wie sich das ganze Ausmaß der mörderischen Politik nach und nach etappenweise entwickelte.

Das Kapitel »Weltbilder und Selbstbilder« eröffnet *Christian Jansen* mit einem Beitrag, der völkische und rassistische Tendenzen in den deutschen Wissenschaften von 1900 bis 1945 zum Gegenstand hat. Seinen weitgreifenden Rückblick nutzt Jansen um zu zeigen, wie völkische und rassistische Positionen Einzug in viele wissenschaftliche Disziplinen hielten, bevor er sich dann spezifischen Entwicklungen im Nationalsozialismus zuwendet. Hierbei widmet er sich vor allem der »deutschen Physik« Philipp Lenards und Johannes Starcks, der Volks- und Kulturbodenforschung eines Max Hildebert Boehm und den urgeschichtlichen Forschungen innerhalb des SS-Ahnenerbes. Die weiteren Beiträge dieses Kapitels sind stärker mit der Wewelsburg verknüpft. So berichtet *Markus Moors* von Himmlers weitreichenden Plänen mit der Wewelsburg und skizziert in einem weiteren Beitrag die Biografie von Hans-Peter de Coudres. De Coudres wirkte von 1935 bis 1939 als Bibliothekar und Schulungsleiter der »SS-Schule Haus Wewelsburg«. Hier trat er auch mit Schriften hervor, die eine weitreichende, über die Bibliothekarstätigkeit hinausgehende Identifizierung mit der SS aufzeigen. 1950 wurde de Coudres Bibliothekar beim Bundesgerichtshof und 1952 beim Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht. Hier übernahm er schließlich die Leitung, die er bis 1972 innehatte. Darüber hinaus suchte der Bibliograf Ernst Jüngers sich nach 1945 als »politikfernen, bibliophilen Intellektuellen« (S. 195) zu stilisieren.

Beate Herring beleuchtet die Biografie des Vorgeschichtlers Wilhelm Jordan und dessen Tätigkeit als Archäologe auf der Wewelsburg und *Frank Huismann* dessen Einsatz als Wissenschaftler im besetzten Osten. Hier erwarb und raubte Jordan im Auftrage von Himmler archäologische Fundstücke. *Markus Moors* präsentiert biografische Forschungen zu zwei weiteren Wissenschaftlern, die zeitweilig auf der Wewelsburg und in weiteren Dienststellen innerhalb der SS tätig waren. Den Genealogen Rudi Bergmann, u.a. beschäftigt mit der Erstellung der Ahnentafel Himmlers, führte sein Weg schließlich in die Infanterie-Brigade des ›Kommandostabs Reichsführer SS‹, wo er als Kompaniechef im Dezember 1942 fiel. Auch der Volkskundler Bernhard Frank, u.a. mit den Planungen wissenschaftlicher Einrichtungen auf der Wewelsburg betraut, war seit 1941 beim ›Kommandostab Reichsführer SS‹ im Einsatz. *Dina van Faassen* beschäftigt sich schließlich in ihrem Aufsatz mit Himmlers Wewelsburger Gemäldesammlung. Seit 1935 hatte Himmler vorwiegend Künstler aus der Region beauftragt, um die Wewelsburg und weitere für die SS wichtige Orte zu malen. Hinzu kamen Bilder, die zentrale Motive der NS-Weltanschauung abbilden sollten. Im Verlauf des Krieges wurden auch zahlreiche geraubte Kunstwerke der Sammlung einverleibt.

Ein weiteres Kapitel ist mit »Hybris und Realität« überschrieben. *Markus Leniger* untersucht Anspruch und Scheitern der SS-Siedlungspolitik und verdeutlicht wie die Realität volksdeutscher Umsiedler jenseits der NS-Propaganda im Wesentlichen durch »Lagerleben, Selektion, Arbeitseinsatz und teilweiser Ansiedlung« (S. 295) geprägt war. *Norbert Ellermann* nimmt das Umsiedlerlager der Volksdeutschen Mittelstelle auf der Wewelsburg in den Blick, das dort von 1943 bis 1945 auf dem Gelände des vormaligen KZ Niederhagen-Wewelsburg bestand.

Im Kapitel »Ort des Terrors« widmen sich mehrere Aufsätze den Konzentrationslagern, wobei die meisten Beiträge Aspekte der Geschichte des KZ Niederha-

gen-Wewelsburg thematisieren. Eröffnet wird das Kapitel mit einem Text von *Jens-Christian Wagner,* der am Beispiel des KZ-Mittelbau Dora die Wechselbeziehungen zwischen KZ und Region schildert. *Kirsten John-Stucke* stellt die Häftlingsgruppe der Zeugen Jehovas und deren Geheimdruckerei auf der Wewelsburg in den Fokus ihrer Ausführungen. Die Zeugen Jehovas waren in Niederhagen-Wewelsburg die wichtigste Häftlingsgruppe. Zeugen Jehovas hatten zahlreiche Häftlingsfunktionen übernommen. Insgesamt zeichnete sich auch in Wewelsburg diese Gruppe durch gegenseitige Hilfe und kollektiv entwickelte Überlebensstrategien aus. Wie sich im KZ Niederhagen-Wewelsburg durch die Ankunft der Zwangsarbeiter 1941 der Alltag, die Lebensbedingungen und die Zusammensetzung der Häftlingsgesellschaft veränderten, schildert *Andreas Neuwöhner*. *Sabine Kritter* untersucht anhand überlieferter Briefe das Selbstbild und die Motivationsstruktur eines SS-Wachkompanieführers im KZ Niederhagen-Wewelsburg. Sie kann an diesem Beispiel zeigen, »dass nicht allein die führenden Mitglieder der Konzentrationslager-SS ein weltanschaulich beziehungsweise politisch begründetes Handlungskonzept verfolgten, sondern die nationalsozialistische Lehre durchaus auch weiter unten in der SS-Hierarchie verankert war« (S. 394). Und schließlich beschäftigt sich *Dana Schlegelmilch* mit den Schwierigkeiten und der Entwicklung des Umganges der Wewelsburger Dorfbevölkerung mit dem SS-Erbe nach 1945.

Das letzte Kapitel fasst mehrere Beiträge unter der Überschrift »Kontinuitäten« zusammen. *Karola Fings* beschäftigt sich mit Erinnerungsdiskursen über Konzentrationslager und ihrem Wandel im Verlauf der Nachkriegsgeschichte. *Karsten Wilke* präsentiert seine Forschungen zur Geschichte der ›Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der Angehörigen der ehemaligen Waffen-SS‹ (HIAG). Wilke verdeutlicht, wie es der HIAG gelang, sich einerseits als karitative Organisation mit einem Bekenntnis zur Demokratie zu etablieren und anderseits »das soziale Selbstverständnis der Schutzstaffel auch nach 1945 größtenteils zu bewahren« (S. 447). Wilke schreibt in diesem Zusammenhang von einem »Transfer der Ideologie der SS in das demokratisch-politische System« (ebd.). Die justitielle Aufarbeitung der Verbrechen der Ordnungspolizei ist Thema von *Michael Okroy*. Er beschreibt dies exemplarisch am Wuppertaler Bialystok-Verfahren 1967 gegen 14 ehemalige Orpo-Angehörige. In der Rückschau erscheinen die gefällten Urteile zwar als zu milde, gleichwohl gilt das Verfahren aber als »weitestgehend gelungener Versuch [...], nationalsozialistische Gewaltverbrechen mit juristischen Mitteln aufzuklären und zu ahnden«. (S. 468 f.) An die konflikthafte Geschichte des öffentlichen Gedenkens der KZ-Opfer erinnert *Wulff E. Brebeck* am Beispiel der Entstehung und Wiederbeseitigung entsprechender Mahnzeichen in Wewelsburg. Und schließlich greift *Daniela Siepe* in ihrem Beitrag auf, welche Rolle die Wewelsburg als vermeintlich mystischer Ort in fantastischer Literatur, Esoterik und Rechtsextremismus nach 1945 einnahm und bis heute spielt. In einem Anhang präsentiert *Jan Erik Schulte* einen wichtigen Quellenfund, nämlich Stärkemeldungen des KZ Niederhagen aus den Jahren 1942/43, und *Kirsten John-Stucke* berichtet über einen Bestand an Häftlingskleidung, den das Kreismuseum Wewelsburg vor wenigen Jahren aus einem Nachlass hat erwerben können.

Die Beiträge des umfangreichen Sammelbandes gehen zum Teil auf eine Tagung in der Wewelsburg zurück, darüber hinaus wurden weitere Autoren gewonnen. Der Band ist durch ein Personenregister erschlossen und durchgängig illustriert. Insgesamt zeigen die Beiträge, wie weit die Forschung zur SS in vielen Bereichen fortgeschritten ist, aber auch, wie notwendig weitere Untersuchungen sind.

Christoph Kopke

Mark Mazower, Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. Aus dem Engl. von Martin Richter, München: Beck 2009, 666 S., EUR 34,00 [ISBN 978-3-406-59271-3]

Im Herbst 1942 breitete sich Hitlers Machtbereich von Grosny im Kaukasus bis zu den Kanalinseln und vom Nordkap bis zur Sahara aus. Mit 240 Mio. Menschen kontrollierte das NS-Regime mehr als die Hälfte der Bevölkerung Europas und mit der Ukraine verfügte es über eine der größten »Kornkammern« des Kontinents. Die wichtigsten industriellen Produktionsstätten dieses Reiches, in Tschechien, Frankreich, Belgien und den Niederlanden lieferten den Nachschub für die deutsche Wehrmacht und die neuen Regierungen in den besetzten Ländern kollaborierten überraschend reibungslos mit den NS-Behörden.

Seit Napoleon hatte keine kriegführende Macht über ein größeres militärisches Potenzial verfügen können. Im Sommer 1942 erschien es durchaus möglich, dass deutsche Truppen über den Kaukasus hinaus in den Iran und sogar nach Indien vorstoßen würden. Dennoch zerfiel Hitlers Imperium innerhalb der nächsten 24 Monate, fast so schnell, wie es zustande gekommen war. Wie konnte dies geschehen? Weshalb war das »Dritte Reich« nicht in der Lage, sich mit seinem im Vergleich zu den Alliierten keineswegs geringen kriegswirtschaftlichen Potenzial länger zu behaupten? Warum erwies sich die Festung Europa als so brüchig?

Die Antwort des amerikanischen Historikers Mark Mazower darauf fällt eindeutig aus. Entscheidend für die Niederlage waren nicht die unzureichenden Ressourcen, sondern die falsche Ideologie und mangelnde Organisation. In seinem jüngst in deutscher Übersetzung erschienenen Buch über »Hitlers Imperium« stellt der an der Columbia-Universität von New York lehrende Forscher klar, dass Hitler und seine räuberischen Paladine trotz ihrer oft geäußerten Herrschaftsfantasien kaum konkrete Vorstellungen über die praktische Gestaltung des ihnen so überraschend in die Hände gefallenen Kontinents besaßen. Hitler sprach zwar gerne vom Tausendjährigen Reich, aber weder er noch seine Adlaten waren nach der Feststellung seines Dolmetschers in der Lage, auch nur für fünf Minuten im Voraus zu denken. In allen neu besetzten Gebieten, angefangen mit Österreich bis hin zu den eroberten Ländern Westeuropas, wurde improvisiert. Was in der Eile an Beherrschungskonzepten entwickelt wurde, war widersprüchlich und innerhalb der NS-Hierarchien heftig umstritten.

Noch ehe sich die militärische Lage gegen die Achsenmächte zu wenden begann, hatte sich längst gezeigt, dass ein »germanisch« dominiertes Europa allein mangels Masse nicht zu realisieren war. Es gab zu wenige Deutsche und vor allem nicht genug, die bereit waren, im gepriesenen Osten zu siedeln. Hitlers Vorstellung von einem rassereinen Block von 120 Mio. Deutschen erwies sich daher rasch als ein Fantasiegebilde, und die Festlegung, wer denn nun als Deutscher gelten konnte, wurde von den zuständigen Gauleitern in den annektierten polnischen Gebieten überraschend freizügig gehandhabt. Selbst ideologisch geprägte Wissenschaftler mussten bald einräumen, dass sich »Rassemerkmale« kaum als ein effektives Unterscheidungsmerkmal eigneten, und tatsächlich scheiterten sämtliche Versuche der NS-Behörden, ihren pseudowissenschaftlichen Rassenwahn in die politische Praxis umzusetzen.

Doch zu einem Kurswechsel waren die NS-Ideologen selbst dann nicht in der Lage, als sich die Umsiedlung von sogenannten Volksdeutschen in den 1939 annektierten Warthegau als humanitäres und ökonomisches Desaster erwies. Insbe-

sondere Heinrich Himmler mochte nicht von seinen archaischen Siedlungsprojekten im Osten lassen. Geradezu euphorisch reagierte er deshalb auch, als Hitler im Sommer 1942 seinen ambitionierten Generalplan Ost absegnete.

Es bedurfte keiner besonderen Hellsichtigkeit, um zu erkennen, dass die rassebedingten Ausrottungs- und Deportationsprojekte einzig dazu beitrugen, die im Osten bestehenden Wirtschaftstrukturen vollkommen zu zerschlagen, ohne auch nur in Ansätzen etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Verwaltungsfachleute vor Ort fragten sich immer häufiger, wie denn in den für deutsche Siedler, die es gar nicht gab, entvölkerten Gebieten überhaupt jene Güter- und Nahrungsmittelmengen erzeugt werden sollten, auf die das Deutsche Reich so dringend angewiesen war. Doch für das NS-Regime und vor allem für Himmlers SS gab es wichtigere Dinge als die Ökonomie. Der deutschen Wirtschaft fehlten 1941 fast zehn Mio. Arbeiter, da diese zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Gleichwohl ließen Militärbehörden und SS rund zwei Mio. sowjetische Krieggefangene verhungern, um danach Millionen von »Fremdarbeitern« aus den eroberten Gebieten ins Reich zu deportieren. Menschen »zweiter Klasse« schienen im Übermaß vorhanden und ihre Schonung daher nicht erforderlich zu sein. Die Sterblichkeitsrate in den SS-Lagern war »atemberaubend«. Ende 1942 lag sie bei 10 Prozent. Mazower geizt hier nicht mit deutlichen Worten: Die 475 000 halbverhungerten Überlebenden aus Himmlers Totenreich »verkörperten eine bittere Anklage gegen die ökonomische Idiotie des Nationalsozialismus«.

Die anderthalb Jahre nach der Invasion der Sowjetunion stellten für ihn die entscheidende Phase in Hitlers kurzlebigem Imperium dar. In diesen Monaten, so Mazower, kosteten das »Talent der Nationalsozialisten für Verschwendung und Inkompetenz, Hitlers strategische Fehler und die Unfähigkeit des Regimes, Ressourcen ebenso wirksam wie der Feind in Waffen zu verwandeln, das Reich einen hohen Preis«. Hitlers Kritiker in der SS sollten Recht behalten: Deutschland konnte »rassische Reinheit« oder imperiale Vorherrschaft erreichen, aber nicht beides.

Dass somit der Kampf des »Drittes Reiches« gegen die feindliche Koalition nicht nur auf der Ebene der verfügbar gemachten Ressourcen verloren wurde, sondern auch in der ideellen Konfrontation mit Großbritannien und den USA, verdeutlichen die von Mazower klar herausgearbeiteten Versuche der Verbündeten des »Dritten Reiches«, Hitler endlich zu einer eindeutigen Botschaft über die Zukunft Europas zu bewegen, die sich der Atlantik-Charta gegenüberstellen ließe. Zu Hermann Göring bemerkte Frankreichs Staatspräsident Phillip Petain 1942: »Frankreich gehe gewissermaßen mit geschlossenen Augen in die Zukunft«, und nach dem Geschmack des Mussolini-Regimes war das nationalsozialistische Europakonzept inhaltsleer und nur auf wirtschaftliche Ausbeutung ausgerichtet.

Hitler dagegen war jeder Gedanke an ein Europa der Nationen schlicht fremd. Gegenüber dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, äußerte er einmal: »Unsere Nachbarn sind ja doch nur unsere Feinde. Wir müssen sie ausquetschen können und dürfen ihnen nichts versprechen.«

So war es letztlich die NS-Ideologie, die sich nach Ansicht Mazowers als das größte Hemmnis für den Ausbau eines gesamteuropäischen Wirtschaftsraumes erwies, der allein die sich ständig steigernden Kriegsbedürfnisse des Reiches hätte erfüllen können.

Hervorgegangen aus rassistischen Vorbehalten, einer abgrundtiefen Verachtung des Völkerrechts und einer düsteren Mythologie des ständigen Kampfes war die NS-Ideologie trotz aller Himmlerischen Ordnungsphantasien letztlich destruktiv, zerstörerisch und zu dem selbst provozierten Weltkampf nicht in der Lage.

Mark Mazowers faktenreiche Untersuchung enthält viele interessante Einsichten. Am meisten Beachtung dürfte jedoch seine These finden, dass die Niederlage des »Dritten Reiches« tatsächlich nicht eine Frage mangelnder Ressourcen, sondern einer falschen zerstörerischen Ideologie war. Hitler, der stets Glaube und Wille über die materiellen Verhältnisse gestellt hatte, lag somit im Grundsatz keineswegs falsch. Doch der Nationalsozialismus war eine bösartige und zugleich extrem ineffiziente Weltsicht und 1945 mussten schließlich nicht nur die Europäer von den Deutschen befreit werden, sondern auch die Deutschen von sich selbst.

Klaus-Jürgen Bremm

Judith Hahn, Grawitz, Genzken, Gebhardt. Drei Karrieren im Sanitätsdienst der SS, Münster: Klemm & Oelschläger 2008, 543 S., EUR 34,00 [ISBN 978-3-932577-56-7]

Eine umfassende Monografie über den Sanitätsdienst der SS existiert bisher nicht. Dies ist umso bedauerlicher und verwunderlicher, als über die medizinischen Verbrechen, die unter anderem von SS-Medizinern an KZ-Insassen begangen wurden, bereits unzählige Publikationen vorliegen. Diese historiografische Lücke ist nun ein großes Stück weit durch Judith Hahns umfangreiche Arbeit über drei der wichtigsten Protagonisten des SS-Sanitätsdienstes geschlossen worden. Die Autorin untersucht dabei – gestützt auf Pierre Bourdieus Theorie von Habitus und Feld, die sich für den Untersuchungsgegenstand anbietet und gut eignet – den wissenschaftlichen und beruflichen Werdegang von Ernst Robert Grawitz, u.a. Reichsarzt SS und Geschäftsführender Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, sowie von Karl Genzken, Chef des Sanitätsdienstes der SS, und von Karl Gebhardt, dem Leiter der Heilanstalt Hohenlychen und Beratender Chirurg der Waffen-SS. Hahn beschreibt auf breitester Quellenbasis die Aktivitäten der drei Mediziner und ihr Interagieren mit anderen Akteuren im Kontext der SS-Strukturen. Außerdem liefert sie einen profunden Überblick über die Strukturen des Sanitätsdienstes der Wehrmacht mit all seinen Veränderungen und Kräfteverschiebungen am Beispiel der drei erwähnten Ärzte. So gelingt ihr ein überzeugender Blick auf die Wechselwirkungen von Individuen und Strukturen bzw. auf institutionelle und personelle Netzwerke, die von den drei Protagonisten in unterschiedlichster Weise genutzt wurden. So gelang vor allem Grawitz durch eine geschickte Personalpolitik ein langsamer, aber unaufhaltsamer Aufstieg zu einem der mächtigsten Männer im deutschen Sanitätswesen des »Dritten Reiches«.

Hahn beginnt ihre Studie mit der Analyse des frühen Werdegangs der drei Mediziner bis zum Jahr 1934, als erstmals ein eigenständiger Sanitätsdienst der SS geschaffen wurde. Wie nicht anders zu erwarten, zeigen sich weitreichende Parallelen im Hinblick auf eine bürgerliche Herkunft und eine stark anti-demokratische, völkisch-nationale Grundhaltung. Alle drei waren Teilnehmer des Ersten Weltkrieges, wobei vor allen Genzken als Marinearzt bereits erste Schritte in der militärmedizinischen Laufbahn unternahm. Alle drei nutzen außerdem nach 1933 die Chance, ihre Karrieren zu beschleunigen, wenn auch auf unterschiedliche Weise: Während sich Genzken als erfahrener Militärmediziner ganz auf die sanitätsdienstliche Laufbahn innerhalb des Sanitätsdienstes der SS konzentrierte, baute Grawitz in seiner Stellung als Reichsarzt-SS und als Geschäftsführender Präsident des DRK seine Position ganz gezielt mit Hilfe von bewährten und ihm vertrauten bzw. ver-

trauenden SS-Medizinern kontinuierlich aus. Gebhardt dagegen galt als ausgewiesener Experte auf dem Gebiet der Chirurgie, wurde schließlich Universitätsprofessor und übernahm die Leitung der Heilanstalt in Hohenlychen. Auch verstand er es, durch ein großes Netzwerk an Kontakten einen guten Draht zu Heinrich Himmler aufzubauen.

Mit Kriegsbeginn veränderten sich nicht nur die Anforderungen an den Sanitätsdienst der SS, sondern auch die Machtverhältnisse zwischen den drei Ärzten. Aufgrund der militärischen Erfordernisse erfolgte eine Neuorganisation des Sanitätsdienstes der SS und Genzken wurde 1940 zum Chef des Sanitätsdienstes der Waffen-SS ernannt, so erreichte er den Höhepunkt seiner Karriere. Demgegenüber verlor Grawitz innerhalb des SS-Netzwerkes an Bedeutung. Und Karl Gebhardt begann erst seine militärärztliche Karriere, als er von Himmler die Ernennung zum Beratenden Chirurgen der Waffen-SS erreichte. Den SS-internen Streit um die militärmedizinische Deutungshoheit und vor allem die Verfügung über das für Humanexperimente zur Verfügung stehende »Menschenmaterial« in den Konzentrationslagern, die Himmler lange Zeit für sich selbst reklamierte, gewann im Laufe des Krieges der von Hahn als geschickter Taktiker dargestellte Grawitz, der seine Stellung als Reichsarzt-SS immer mehr auf Kosten von Genzken wie auch die Verflechtung von DRK und SS verstärkte. Gebhardt dagegen behielt seine Position in etwa bei, wobei dies vor allem seiner starken Bindung an Himmler und Grawitz zu verdanken war. Bis zu Grawitz' Selbstmord und Gebhardts Inhaftierung standen beide im Zentrum der SS-Medizin und waren somit auch für den Großteil der Menschenversuche in den Konzentrationslagern verantwortlich, weswegen Gebhardt im Nürnberger Ärzteprozess 1947 zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Da Genzken kaum noch forschungspolitische Kompetenzen besessen und sich nach seiner Entmachtung 1943 eher aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, kam er mit einer Verurteilung zu einer lebenslangen Haftstrafe davon, aus der er wie viele seiner NS-Kameraden jedoch bereits 1954 entlassen wurde.

Die große Detailgenauigkeit der Darstellung ist jedoch Stärke und Schwäche zugleich. Die sehr genaue Auflistung der drei Karrieren erschwert zuweilen die Lektüre, sodass man sich an manchen Stellen eine Straffung des Textes gewünscht hätte. Dennoch stellt Hahns Studie einen Meilenstein innerhalb der Historiografie zum SS-Sanitätsdienst bzw. generell zur Medizin im Zweiten Weltkrieg dar, da nun zum ersten Mal eine systematische Darstellung des komplexen und schwer zu durchschauenden SS-Sanitätsdienstes vorliegt, die exemplarisch belegt, wie medizinische Karrieren durch personale Netzwerke und das Zusammenspiel mit institutionellen Gegebenheiten beeinflusst wurden.

Alexander Neumann

Vincent P. O'Hara, Struggle for the Middle Sea. The Great Navies at War in the Mediterranean Theater, 1940–1945, Annapolis, MD: Naval Institute Press 2009, XVIII, 324 S., $ 34.95 [ISBN 978-1-59114-648-3]

Viele der in der Vergangenheit erschienenen Veröffentlichungen zum Thema des Seekrieges mit Überwasserschiffen im Mittelmeer zeichnen ein skizzenhaftes Bild von den beteiligten Streitkräften. Während die Königlich-Italienische Marine, trotz ihrer mitunter zahlenmäßigen Überlegenheit, gemeinhin mit den Attributen schlecht ausgebildet, unentschlossen und erfolglos in Verbindung gebracht wird,

steht die britische Royal Navy zumeist für das Gegenteil. Die deutsche Kriegsmarine, deren Engagement im Mittelmeer sich bis zur Kapitulation Italiens im September 1943 neben dem Einsatz von Unterseebooten überwiegend nur auf kleinere Kriegschiffe beschränkte, wird zunächst als ungeliebter Juniorpartner der Italiener betrachtet, unter deren oft betonten Inkompetenz u.a. die deutschen Absichten in Nordafrika leiden bzw. scheitern. Nach dem Ausscheiden Italiens aus dem Achsenbündnis bleibt für die deutsche Kriegsmarine, geplagt von mannigfaltigen Personal-, Material- und Versorgungsengpässen, das Bild einer tapfer, aber vergeblich gegen die allseitig überlegenen alliierten Luft- und Seestreitkräfte kämpfenden Streitmacht. Die Bedeutung der U.S. Navy, die im Mittelmeer erst nach den großen See- und Luftschlachten in den Jahren 1940–1942 stärker präsent wird, ist im Zusammenhang mit den nachfolgenden alliierten See- und Landeoperationen dagegen oft konturlos, ebenso wie die Rolle Frankreichs und vieler kleiner alliierter Marinen.

Dankenswerterweise unterscheidet sich die Veröffentlichung von Vincent O'Hara inhaltlich und methodisch von der vorgenannten Sichtweise. Den Hauptbestandteil bildet eine chronologisch bzw. geografisch geordnete Einzeldarstellung aller Seegefechte zwischen Überwasserkriegsschiffen der Kriegsparteien oberhalb einer Verdrängungsgröße von 500 Tonnen Standard und 15 Knoten Geschwindigkeit bei einer Mindestbewaffnung von einem Geschütz des Kalibers 7,5 cm. Obwohl streng geografisch außerhalb des Mittelmeeres liegend, schließt die Darstellung auch das thematisch eng verbundene Kampfgeschehen im angrenzenden Roten Meer im Zeitraum 1940/41 ein. Die mitunter sehr detaillierten Schilderungen zum taktischen Verlauf der einzelnen Gefechte werden reich unterstützt durch insgesamt 70 Tabellen mit Detailangaben zu den beteiligten Schiffen bzw. Einheiten, fünf Übersichtsgrafiken und 27 Gefechtsskizzen bzw. Kartendarstellungen. Neben dem flüssig und abwechslungsreich gehaltenen Text des Buches erhält der Leser hierdurch ein gutes Verständnis für den Gesamtablauf der Einzeloperationen. Abkürzungsverzeichnis, ein brauchbarer Index, ein umfangreicher Fußnotenapparat sowie ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis runden das Erscheinungsbild des Buches ab. Druckbild und der stabile Hardcover-Einband entsprechen der vom Verlag gewohnten Qualität. Einzig der zusammengefasste Bildteil aus 23 S/W-Abbildungen und einer Schiffsskizzenseite bleibt nicht nur wegen des oft zu kleinen Bildformates hinter den Erwartungen zurück.

Auf der Grundlage der Gefechtsdarstellungen und dem Vergleich mit den seestrategischen Absichten der Kriegsgegner gelangt der Autor zu einem differenzierteren Bild über die Stärken und Schwächen der beteiligten Marinen. Etwas nachteilig fällt hierbei auf, dass deutschsprachige Quellen bei der Darstellung der Gefechte mit Beteiligung deutscher Schiffe leider nahezu gar nicht herangezogen wurden, obwohl hierzu seit Jahren sehr gute Veröffentlichungen (Wirich von Gartzen, Die Flottille, Herford 1982; Friedrich-Karl Birnbaum und Carlheinz Vorsteher, Auf verlorenem Posten, Stuttgart 1987) vorliegen. Hierdurch hätten sich verschiedene kleinere Fehler oder Unschärfen in der Darstellung der Ereignisse leicht vermeiden lassen. Insgesamt kann dieses Versäumnis aber den Wert der vorliegenden Arbeit nicht schmälern, deren klar strukturierter Aufbau und Inhalt auch in den Schlussfolgerungen am Ende zum Vorschein kommt. Stellvertretend für die Vielzahl von Bewertungen des Geschehens durch den Autor sei hier darauf verwiesen, dass die italienische Marine, gemessen an ihrem primären Kampfauftrag zur Unterbrechung der alliierten Seeverbindung durch das Mittelmeer bei gleichzei-

tigem Schutz der eigenen Versorgungswege zum Balkan und Nordafrika, trotz einiger spektakulärer Rückschläge statistisch überraschend erfolgreich war. Dies gilt umso mehr vor dem Hintergrund der Erfolge der britischen Funkentzifferung, die z.T. wichtige Einblicke in die italienischen Absichten und Operationen lieferte und damit erfolgreiche Operationen überhaupt erst ermöglichte. Dennoch war der Erfolg der britischen Seekriegführung im Mittelmeer trotz der taktischen und technischen Überlegenheit der britischen Royal Navy, vor allem im Nachtgefecht, die zu überproportionalen Schiffsverlusten auf italienischer und später auch deutscher Seite führte, begrenzt. Die italienische Marine blieb in ihrer Substanz bis zur Kapitulation 1943 erhalten, wenngleich ihre operativen Fähigkeiten aufgrund akuten Brennstoffmangels zuletzt stark eingeschränkt waren. Die Präsenz der U.S. Navy, die 1944 zahlenmäßig die stärkste alliierte Marine im Mittelmeer darstellte, konnte sich im Gefecht wegen des nur auf den Küstenraum beschränkten Auftretens der deutschen Kriegsmarine nicht mehr entscheidend auswirken. Symptomatisch für den Einsatz deutscher Überwasserkriegschiffe ab September 1943 ist auch die Feststellung, dass in insgesamt 13 Gefechten mit alliierten Streitkräften keine einzige Versenkung erzielt werden konnte bei 16 eigenen Verlusten.

Zusammenfassend stellt die Veröffentlichung durch ihre sachliche Blickweise und Analyse der einzelnen Gefechte zwischen Überwasserschiffen eine wertvolle Ergänzung des vorhandenen Schrifttums zum Seekrieg im Mittelmeer während des Zweiten Weltkrieges dar und kann deshalb dem interessierten Leser ohne Einschränkung empfohlen werden.

Axel Niestlé

Jochen Böhler, Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verl. 2006, 279 S., EUR 12,95 [ISBN 978-3-596-16307-6]

Es herrscht in der historischen Forschung seit Langem Einvernehmen darüber, dass der Krieg der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion ein »Vernichtungskrieg« war. Anders sieht es für die übrigen Kriegsschauplätze des Zweiten Weltkriegs aus. Während für Frankreich und Italien verschiedene Untersuchungen vorliegen, die indes zu teilweise vollkommen unterschiedlichen Ergebnissen gelangen, ist die erste militärische Auseinandersetzung des Zweiten Weltkriegs in Europa, der Krieg der Deutschen gegen Polen, bisher kaum auf diese Aspekte hin untersucht worden. Das erstaunt, vor allem weil die immense Bedeutung, die dem besetzten Polen als »Experimentierfeld« für den Holocaust zukam, hinlänglich bekannt ist. Diese Lücke will Jochen Böhler mit seiner von Jost Düllfer betreuten Dissertation schließen, wobei er dank seiner Sprachkenntnisse sowohl deutsche als auch polnische Literatur und Archivalien auswerten konnte.

Böhler beschränkt sich auf die Zeit bis zur Gründung des »Generalgouvernements« am 12. Oktober 1939, als eine aus hohen NS-Funktionären bestehende zivile Verwaltung die Herrschaft über die eroberten Gebiete übernahm. Dadurch kann er sich auf den Zeitraum konzentrieren, in dem die Wehrmacht die bestimmende Kraft in Polen war; denn die Wehrmacht ist sein eigentlicher Untersuchungsgegenstand, wie auch im Untertitel des Buches unterstrichen wird.

Böhler beginnt seine Studie mit einem Überblick über die Tradition antislawischer Vorurteile im deutschen Militär. Gerade die jüngeren Soldaten hatten über-

dies seit 1933 eine starke ideologische Vorprägung im Sinne des NS-Regimes erfahren, die zu einer Verstärkung dieser Sichtweisen geführt haben dürften.

Viele deutschen Soldaten werden sich nach dem Überschreiten der Grenze in zahlreichen ihrer antipolnischen Vorurteile bestätigt gefühlt haben. Insbesondere die in ihren Augen teilweise primitiven Lebensverhältnisse in polnischen Dörfern stützten ihr schon im Vorhinein empfundenes Überlegenheitsgefühl. Als die größtenteils kriegsunerfahrenen deutschen Mannschaftssoldaten dann wiederholt aus dem Hinterhalt angegriffen wurden, verbreitete sich nicht nur eine Massenpanik vor angeblichen Partisanen, sondern auch die Bereitschaft, hart »durchzugreifen« und dabei auch die Zivilbevölkerung nicht zu schonen. Innerhalb der ersten Kriegswochen töteten Wehrmachtsoldaten möglicherweise aus diesen Gründen Tausende Menschen.

Anhand von zahlreichen, in der Summe ermüdenden Fallbeispielen macht Böhler klar, dass ein regelrechter »Freischärlerwahn« um sich griff, obwohl es keine polnische Partisanenbewegung gegeben habe. Das schließt er aus dem Fehlen entsprechender Hinweise in der polnischen Nachkriegsliteratur. Auch wenn es sich dabei um einen reichlich schwachen Beleg handelt, vermag Böhlers Erklärungsmodell für das Verhalten der Soldaten zu überzeugen: In einer Mischung aus Nervosität, Unerfahrenheit, Angst und ideologischer Vorprägung sieht er die Voraussetzung für die zahlreichen Gewaltexzesse. Durch einen Vergleich mit dem deutschen Heer im Ersten Weltkrieg gelangt Böhler zu dem Schluss, weniger die nationalsozialistische Ideologie als vielmehr eine lange Tradition im deutschen Militär sei entscheidend für dieses Verhalten gewesen. Im Hinblick auf Ausschreitungen, Übergriffe und Kriegsverbrechen in anderen militärischen Auseinandersetzungen ohne deutsche Beteiligung mag man hinter diese Behauptung ein Fragezeichen setzen. Entscheidender ist aber, den enormen Unterschied zum Verhalten der Wehrmacht in der Sowjetunion zu betonen, wo derartige Gewaltexzesse eingebettet waren in den Kontext verbrecherischer Befehle und einer zumindest gegenüber Juden und Politkommissaren verfolgten Vernichtungsabsicht der NS-Führung. Genau diese Unterscheidung aber erfolgt nicht. Vielmehr bemüht sich Böhler im verbleibenden Drittel seines Buches, in möglichst allen Bereichen Parallelen zu 1941 zu ziehen. In vier Kapiteln untersucht er weitere Übergriffe auf die Zivilbevölkerung wie Plünderungen und Vergewaltigungen, die Behandlung von Kriegsgefangenen, antisemitisches Verhalten sowie die Kooperation zwischen Wehrmacht einerseits und SS- und Polizeieinheiten andererseits. Im Bemühen, seine Hauptthese, der Vernichtungskrieg habe de facto bereits 1939 begonnen, zu belegen, generalisiert er Einzelbeispiele und verwischt Unterschiede. Dabei widerspricht er sich häufig selbst, insbesondere wenn vom Verhältnis zwischen Wehrmacht und SS die Rede ist. Mehrfach führt er Beispiele an, in denen die SS sich über »zu mildes« Vorgehen der Wehrmacht beschwerte oder Anordnungen von Wehrmachtoffizieren verschärfte. Auch Beschwerden von Wehrmachtangehörigen über das brutale Verhalten von SS-Einheiten verschweigt Böhler nicht, um dann immer wieder zur verwunderlichen Schlussfolgerung zu gelangen: »Die häufig bemühte Dichotomie ›verbrecherische SS‹ versus ›anständige Wehrmacht‹ [...] verliert bereits im ersten kriegerischen Einsatz von Wehrmacht und SS im Zweiten Weltkrieg bei näherer Betrachtung ihre Gültigkeit« (S. 234 f.).

Richtig ist, dass die Wehrmacht während des gesamten Zweiten Weltkrieges keinen »sauberen Krieg« führte. Dies auch noch einmal für Polen herausgearbeitet zu haben, ist Jochen Böhlers Verdienst. Richtig ist aber auch, dass die Unter-

schiede zur SS bis zum Schluss des Krieges erhalten blieben. Noch größer aber waren die Unterschiede zwischen dem Krieg der Wehrmacht gegen Polen 1939 und dem zwei Jahre später begonnenen gegen die Sowjetunion. Richtig ist zudem, dass der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion ohne Kenntnis der Vorgänge in Polen nicht zu verstehen ist, allerdings in vollkommen anderer Beziehung, als Böhler in seiner Studie unterstellt: Obwohl die Wehrmacht ihren Protest gegen die Massenerschießungen der SS in Polen nur zögerlich und nicht sehr lautstark und entschieden vorgetragen hatte, war dies für Hitler Grund genug, ihre Macht im Vorfeld von »Barbarossa« deutlich zu beschneiden. Die Ausführung seiner weltanschaulichen Ziele übertrug er im Wesentlichen den Einheiten von SS und Polizei, die wiederum nicht der Wehrmacht unterstellt waren. Diese zeigte sich ihrerseits – in Erinnerung an die Ereignisse in Polen – erleichtert darüber, sich die Hände nicht schmutzig machen zu müssen und stimmte ihrer Entmachtung zu. Es wäre verdienstvoll gewesen, diesen Zusammenhang durch eine fundierte Studie noch deutlicher herauszuarbeiten, Jochen Böhler war aber offensichtlich eher an einer Revolutionierung der Weltkriegsforschung interessiert. Nicht nur an diesem Anspruch ist er gescheitert.

Alexander Brakel

Christian Hartmann, Johannes Hürter, Peter Lieb und Dieter Pohl, Der deutsche Krieg im Osten 1941–1944. Facetten einer Grenzüberschreitung, München: Oldenbourg 2009, IX, 404 S. (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 76), EUR 29,80 [ISBN 978-3-486-59138-5]

Christian Hartmann, Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42, München: Oldenbourg 2009, VIII, 928 S. (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 75), EUR 59,80 [ISBN 978-3-486-58064-8]

Das in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre begonnene Projekt des Instituts für Zeitgeschichte »Die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg«, eine Reaktion auf die »Wehrmachtsausstellungen«, ist abgeschlossen. Die Bilanz kann sich sehen lassen: Mehr als 50 Aufsätze, Dokumentationen und Einzelstudien, darunter fünf große Monografien. In jeder Hinsicht bildet der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945 den Schwerpunkt: Ihm sind drei der fünf Monografien gewidmet, wobei der Fokus auf die Wehrmacht als Besatzungsmacht unverkennbar ist.

Zum Abschluss des Projekts erschienen zeitgleich zwei Bände, die zwar ein ähnlicher Titel auszeichnet, sich jedoch grundlegend unterscheiden, was nicht nur mit dem unterschiedlichen Zeitraum, den sie behandeln (1941–1944 bzw. 1941/42), zu tun hat. Der zuerst vorzustellende Sammelband vereinigt, abgesehen von einem Geleit- und einem Vorwort, neun Beiträge: Dieter Pohl und Christian Hartmann haben davon je zwei verfasst (Letzterer einen dritten zusammen mit Jürgen Zarusky), Peter Lieb einen und Johannes Hürter deren drei. Es handelt sich um eine Auswahl aus jenen Aufsätzen, die im Zuge des Gesamtprojekts entstanden sind. Liest man sie in der Anordnung des Bandes, so schreiten sie vom Allgemeinen zum Speziellen: Am Beginn stehen zunächst je ein Beitrag zur Struktur des deutschen Ostheeres sowie über die deutschen Militärbesatzungen in der Sowjetunion (Hartmann, Pohl). Danach beleuchtet Hürter am Beispiel der 18. Armee vor Leningrad 1941/42 einen speziellen Anwendungsfall von Krieg und Besatzungspolitik. Gleiches gilt

für Pohls Beitrag über den Judenmord in der Ukraine 1941–1943, wobei sowohl die zivil als auch die militärisch verwalteten Gebiete einbezogen werden. Der Blickwinkel verengt sich weiter, wenn Hürter das erste Jahr des Ostkrieges im Spiegel sogenannter Ego-Dokumente eines Korps- bzw. Armeeoberbefehlshabers analysiert und im Anschluss Lieb die Judenmorde der berüchtigten 707. Infanteriedivision im Hinterland untersucht. Hartmann geht im folgenden Beitrag gar auf die Ebene eines einzigen Kriegsgefangenenlagers herunter, dessen Kommandant in seinem Tagebuch das Massensterben der Gefangenen dokumentierte. Um anders geartete Verbrechen, aber auch um grundsätzliche Fragen der im Besatzungsgebiet einzuschlagenden Politik geht es in Hürters Analyse jener Berichte, die Werner Otto von Hentig als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei der 11. Armee auf der Krim verfasste. Eine quellenkritische Untersuchung des »Fackelmänner-Befehls« Stalins vom November 1941 beschließt den Band. Hartmann und Zarusky rekonstruieren den tatsächlichen Wortlaut des Befehls, der mörderisch genug ist, und entlarven neuere Verfälschungen des Dokuments durch rechtsradikale Kreise.

So informativ und quellengesättigt sämtliche Beiträge sind und so viele neue Perspektiven sie eröffnen, so fragt man sich doch, welche Leserschicht angesprochen werden soll: Die neun Texte sind zwischen 2000 und 2006 (mit einer Ausnahme auf Deutsch) erschienen, nicht weniger als sechs davon in den weit verbreiteten und bis einschließlich 2005 online zugänglichen »Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte«. In Kreisen der Fachhistoriker waren diese Beiträge ohnedies bekannt, für ein breiteres Publikum sind sie (mit Ausnahme der ersten beiden) wegen ihrer hochgradig spezialisierten Themenstellungen nicht ganz einfach zu lesen. Wie immer man die Sinnhaftigkeit der neuerlichen Drucklegung sehen mag, es handelt sich (im Gegensatz zu den erwähnten Monografien) um eine nicht allzu umfängliche Bilanz aktueller Forschungen über den deutsch-sowjetischen Krieg, die vor allem die Vielfalt möglicher Fragestellungen und Zugangsweisen, zugleich auch den inzwischen erreichten, enormen Spezialisierungsgrad der Forschung verdeutlichen.

Letzteres gilt auch für die voluminöse Monografie Hartmanns, der durch seine 1991 vorgelegte Biografie des Generalstabschefs des Heeres zwischen 1938 und 1942, Franz Halder, bekannt geworden ist. Hartmann betritt nicht wirklich Neuland, liegen doch mit den Arbeiten von Klaus Jochen Arnold, Timothy P. Mulligan, Manfred Oldenburg, Dieter Pohl und Theo J. Schulte gleich fünf gewichtige Studien aus den letzten beiden Jahrzehnten vor, welche allesamt die deutsche Besatzungspolitik in der UdSSR unter besonderer Berücksichtigung der Wehrmacht behandeln; auch die Fokussierung auf das erste Kriegsjahr findet sich dort teilweise ebenso wie bei Hartmann. Dennoch gelingt ihm ein innovativer Zugang zu seinem Thema, dem er – soviel sei vorweggenommen – zahlreiche neue Erkenntnisse abgewinnt.

In seiner einleitenden Forschungsbilanz legt Hartmann dar, dass die vorliegenden Studien bis in die jüngste Zeit hinein aus dem Blickwinkel der deutschen Zentralstellen geschrieben wurden: In ihrer Dokumentation der von der Wehrmacht zu verantwortenden Massenverbrechen an und hinter der Ostfront gingen sie von den »verbrecherischen Befehlen« Hitlers sowie der Wehrmacht- und Heeresführung aus, die vor Ort mehr oder minder unverändert umgesetzt worden seien. Warum dies so war und unter welchen konkreten Bedingungen das Ostheer lebte, kämpfte und mordete, schien weniger zu interessieren. Die umstrittene These, der Partisanenkrieg sei ein Krieg ohne Partisanen gewesen, aufgreifend, konstatiert

Hartmann, in der Literatur über den östlichen Kriegsschauplatz komme der Krieg selbst nicht mehr vor. Auch werde immer vom Verhalten »der« Wehrmacht gesprochen, ohne deren – bei insgesamt 17 bis 18 Millionen Soldaten wenig verwunderliche – extreme Heterogenität zu berücksichtigen.

Um diesen Defiziten abzuhelfen, entwickelt Hartmann mit luziden Argumenten ein Forschungssetting, das eine reflektierte Auswahl aus der Fülle möglicher Fragestellungen trifft: Auch für diesen Verfasser gilt das erste Kriegsjahr (Juni 1941 bis Sommer 1942) als besonders vielversprechend. Anders als seine Vorgänger stellt er nicht in erster Linie auf Hitler und die militärischen Zentralstellen ab und auch nicht auf die an der Ostfront eingesetzten Heeresgruppen und Armeen, sondern wählt mit der Division eine mittlere Betrachtungsebene. Da das Ostheer (ohne Kriegsmarine, Luftwaffe und Verbündete) zum »Unternehmen Barbarossa« mit rund 160 Divisionen antrat, war eine Auswahl unumgänglich. Hartmann entschied sich, teilweise mit Blick auf die Quellenlage, für fünf Verbände: die 4. Panzerdivision, die 45. und 296. Infanteriedivision, die 221. Sicherungsdivision sowie den »Kommandanten des rückwärtigen Armeegebietes 580«, dem wegen seiner Funktionen und der Zahl ihm unterstellter Truppen ein divisionsähnlicher Status zukam, war diese Stelle doch für ein bis zu 37 000 km^2 großes Gebiet mit rund 630 000 Bewohnern zuständig (S. 71 f.).

Der Verfasser beschreibt detailliert Gliederung, Bewaffnung und Ausrüstung, personelle Struktur und Rekrutierungsgebiete seiner fünf Verbände, die außer der Bezeichnung als Division wenig gemein hatten: Der Bogen spannte sich vom elitären Panzerverband bis zu drittklassigen, aus älteren Jahrgängen rekrutierten Besatzungstruppen. Im Juni 1941 gehörten diesen Einheiten rund 63 000 Mann an, insgesamt durchliefen sie im Kriegsverlauf etwa 100 000 Soldaten, ein winziger, aber repräsentativer Ausschnitt des Ostheeres, der eine »sozialstatistische Schneise« eröffnet (S. 81 f.). Statistische Auswertungen werden anschaulich ergänzt durch ausführliche Lebensläufe wichtiger Kommandeure – ein Vorgehen, das Hartmanns Annahme von der erheblichen Bedeutung individueller Handlungsspielräume Rechnung trägt. Denn wie dieses Sample demonstriert, konnte die Umsetzung der »oben« erteilten Befehle an der Basis enorm divergieren.

Dabei spielte die ideologische Prägung der Soldaten und Offiziere eine, keineswegs aber die einzige oder auch nur die ausschlaggebende Rolle. Situative Faktoren waren weitaus wichtiger, wie sich daran zeigt, dass die fast ständig an der Front eingesetzten Kampfverbände nur einen Bruchteil jener Verbrechen begingen, welche den Besatzungstruppen anzulasten sind. »Schon wenige Kilometer konnten für scharf voneinander getrennte Unterschiede sorgen« (S. 466, vgl. S. 698 und S. 798). Als es im Winter 1941/42 an der Front kritisch wurde, machte sich auch dort Rücksichtslosigkeit gegenüber Zivilisten und Kriegsgefangenen breit, um im Frühjahr 1942 wieder abzuflauen, womit Elemente des traditionellen militärischen Ehrenkodex' erneut in Kraft traten (S. 472). Nicht gerade begünstigt wurde dies freilich, wie Hartmann betont, durch die brutale, wenn nicht verbrecherische Kriegführung der anderen Seite, weshalb das Geschehen auch als Interaktion zweier totalitärer Systeme verstanden werden muss (z.B. S. 542).

Die beiden ersten von insgesamt fünf Kapiteln (»Formationen« und »Soldaten«) bilden die Basis, auf der Abschnitt 3 »Krieg (1941/42)« das eigentliche militärische Geschehen, in fünf Phasen unterteilt und mit Blick auf die ausgewählten Verbände, untersucht. Besonders anregend ist Kapitel 4 »Räume«, in dem topografische und klimatische Besonderheiten des Kriegsschauplatzes sowie deren

Wahrnehmung durch Soldaten geschildert werden. Hier findet sich auch eine fiktive Frontreise eines OKH-Offiziers im Juli 1942, ein Darstellungsmittel, das vortrefflich die Spezifika der Kategorie Raum hervortreten lässt.

Mit 320 Seiten ist Abschnitt 5 »Verbrechen« der mit Abstand längste des Buches. Ganz konnte sich offenbar auch Hartmann dem Mainstream der Historiografie, die den Ostkrieg primär mit Blick auf die in seinem Rahmen verübten Verbrechen untersucht, nicht entziehen. Obwohl hier mit den Unterabschnitten über die Ermordung der sowjetischen Kommissare und Kriegsgefangenen, den Völkermord insbesondere an den Juden, die Partisanenbekämpfung sowie die Rückzugsverbrechen inzwischen gut bearbeitete Themen aufgegriffen werden, gewinnen diese durch die Darstellung aus der Divisions-Perspektive neue Facetten. Hartmanns Methode erlaubt es, neben der unbestrittenen institutionellen Verantwortung der Wehrmacht die individuelle Verantwortung ihrer Angehörigen weitaus differenzierter zu sehen. Insgesamt kann man Hartmann nur zustimmen, dass die Beteiligung einzelner Wehrmachtangehöriger an Verbrechen von derart vielen Faktoren abhing, dass generalisierende Aussagen schlechthin unmöglich sind. Zentrale Befehle spielten eine Rolle, doch lohnt die Überlegung, ob für das Verhalten der im Osten eingesetzten Soldaten die Bedeutung heterogener institutioneller und räumlicher Voraussetzungen »im Grunde nicht viel größer war« (S. 794). Somit liegt der Wert dieser Arbeit auf zwei Feldern: Zum einen in der Bedeutung, welche eine sorgfältige Analyse der Quellen den Rahmenbedingungen, aber auch der Persönlichkeit Einzelner zuweist, und zum anderen in der nachdrücklichen Betonung, dass das Ostheer – was immer seine Verbrechen waren – in erster Linie einen mörderischen Krieg gegen oft haushoch überlegene, reguläre und irreguläre Kräfte der Sowjets führte. Bedenkt man, dass die meisten Soldaten primär mit ihrem eigenen Überleben beschäftigt waren, so kann dies Hartmann zufolge vieles, aber nicht alles erklären.

Hartmanns Studie ist gut gegliedert und auf einem hohen sprachlichen Niveau verfasst. Zwischenbilanzen, Kapitelzusammenfassungen sowie die zahlreichen klug ausgewählten Illustrationen erleichtern die Lektüre. Dem gegenüber stehen jedoch der schiere Umfang des Bandes (800 Seiten Text) und der ausufernde Anmerkungsapparat: Richtige Zählung vorausgesetzt, sind es unglaubliche 4891 Fußnoten, im Durchschnitt sechs pro Seite, die allerdings sehr oft mehr als die Hälfte oder sogar mehr als zwei Drittel einer Druckseite einnehmen. Da selbst einzelne Sätze durch bis zu einem halben Dutzend, nicht selten vielzeilige Anmerkungen unterbrochen sind, kann von einer durchgehenden Lektüre kaum mehr die Rede sein. Hinzu kommt, dass manche Sachverhalte in den Fußnoten mehrfach wiederkehren oder letztere den Text wiederholen. Dieses Beispiel gibt Veranlassung darauf hinzuweisen, dass die exzessive Handhabung der Kultur oder Unkultur der »deutschen Fußnote«, wie es hier geschieht, selbst den aufmerksamsten Leser an die Grenzen seiner Aufnahmefähigkeit stoßen lässt.

Martin Moll

Babette Quinkert, Propaganda und Terror in Weißrussland 1941–1944. Die deutsche »geistige« Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2009, 420 S. (= Krieg in der Geschichte, 45), EUR 58,00 [ISBN 978-3-506-76596-3]

Viel ist geschrieben worden über den Vernichtungskrieg von Wehrmacht und SS in der Sowjetunion. Neben dem Terror als Instrument der Herrschaftssicherung spielte aber auch die geistige Kriegführung zur Gewinnung der einheimischen Bevölkerung eine große Rolle. Terror und Propaganda, so die These der bei Wolfgang Benz angefertigten Doktorarbeit von Babette Quinkert, gingen im »Ostfeldzug« Hand in Hand. Um diese These zu beweisen und die deutsche Propaganda ausführlich zu untersuchen, hat Quinkert sich auf das besetzte Weißrussland konzentriert. Der Gegenstand ist klug gewählt, handelt es sich bei dem Territorium der heutigen Republik Belarus doch um das Gebiet innerhalb der Sowjetunion, dessen Bevölkerung den höchsten Blutzoll während der deutschen Okkupation zu entrichten hatte – rund ein Viertel der Vorkriegsbevölkerung hat das Kriegsende nicht erlebt. Hilfreich für die Untersuchung ist zudem, dass mit den Arbeiten von Bernhard Chiari und Christian Gerlach zwei breitangelegte Standardwerke über die Zeit von 1941 bis 1944 vorliegen, die Quinkert für ihre Untersuchung nutzen konnte.

Der erste Teil der Arbeit beschreibt die seit dem Ersten Weltkrieg, nicht zuletzt aufgrund der in Militärkreisen weitgehend akzeptierten Legende vom »Dolchstoß« der Heimatfront in Rücken des »unbesiegten« Feldheeres forcierten Vorbereitungen für eine verbesserte psychologische Kriegführung. Diese wurden auch nach 1933 unvermindert fortgesetzt.

Im Vorfeld des »Unternehmens Barbarossa« wurden ebenfalls weitgehende Propagandakonzepte ersonnen, deren Ziel es war, die Bevölkerung durch das Ausnutzen antikommunistischer und antisemitischer Ressentiments für die Besatzer einzunehmen. Quinkert stellt heraus, dass diese Konzepte weitgehend einheitlich von Wehrmacht, SS und den zivilen Stellen des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete unter Alfred Rosenberg übernommen wurden. Der vielfach konstatierte Unterschied zwischen einer angeblich mehr auf Terror setzenden SS und Rosenberg, dem es um eine Befriedung und Neugestaltung der Gebiete mit vornehmlich politischen Mitteln zu tun war, lässt sich laut Quinkert nicht erkennen. Vielmehr seien Terror und Propaganda in den Planungen aller Beteiligten Hand in Hand gegangen.

Um ihre These von der hohen Bedeutung der Propaganda für die deutsche Kriegführung zu unterstreichen, führt die Verfasserin im zweiten Teil ihrer Untersuchung ausführlich die unterschiedlichen, für psychologische Kriegführung zuständigen Strukturen der einzelnen Akteure vor. Außerdem geht sie auf die vielfältigen Medien der Propagandaarbeit ein. Schon bei der Betrachtung der von Quinkert genannten Stärken des Propagandapersonals kommen beim Leser Zweifel an der Hauptthese der Studie auf: Sollte die Propaganda in der deutschen Planung tatsächlich so einen hohen Stellenwert besessen haben, ist beispielsweise kaum erklärlich, wieso gerade einmal 13 Propagandazüge für die Arbeit unter der Zivilbevölkerung im Krieg gegen die Sowjetunion eingesetzt waren. Den Eindruck absolut unzureichender Vorbereitung und Ausrüstung vermitteln auch die Akten der militärischen Einheiten aus den ersten Kriegswochen. So heißt es etwa im Kriegstagebuch des XXXXVII. Panzerkorps am 25. Juni 1941: »Eigene Flugblatt-

propaganda würde Wunder wirken. Wir brauchen nur eine russische Schreibmaschine.« Zwei Tage später ist vermerkt: »Guter Erfolg mit Lautsprecherwagen [...] Es ist sehr bedauerlich, dass nur ein solcher Wagen in der ganzen Armee [!] vorhanden ist.« Und das Infanterieregiment 350 beklagte sich wiederholt über den vollständigen Mangel an Dolmetschern, der eine Kommunikation mit der einheimischen Bevölkerung gar nicht erst zuließ.

Nach dem Scheitern der Blitzkriegstrategie wurden ab 1942 das Propagandakonzept verändert und die Anstrengungen verstärkt. Vor allem die »Neue Agrarordnung«, die eine Zuteilung des aus der Zerschlagung der Kolchosen freigewordenen Ackerlandes und -geräts an die einheimische Bevölkerung vorsah, sollte jene für die Unterstützung der Deutschen gewinnen. Begleitet war diese neue Propagandaoffensive von verschärften Maßnahmen zur Partisanenbekämpfung, die sich jedoch in vielen Fällen gegen die unbeteiligte Zivilbevölkerung richtete. An diesem grundsätzlichen Muster von Zuckerbrot und Peitsche änderte sich auch in den folgenden beiden Besatzungsjahren wenig. Immer wieder unternahmen die Besatzer neue Versuche, suchten nach neuen Ansatzpunkten, um die Bevölkerung für sich zu gewinnen. Dabei legten sie eine weitgehende Flexibilität an den Tag. Schließlich waren sie sogar bereit, die antirussischen Ressentiments fallen zu lassen und auch gegenüber der russischen Bevölkerung mit nationalen Parolen zu werben. Gleichzeitig wurden diese Anstrengungen immer von Versuchen begleitet, den Widerstand der Partisanen gewaltsam zu unterdrücken, deren Opfer allerdings immer weit über den Kreis der tatsächlichen Widerstandskämpfer hinausreichten.

Laut Quinkert war dieses zweigleisige Vorgehen innerhalb der unterschiedlichen deutschen Besatzungsinstitutionen unumstritten. Generell ist das richtig, dennoch war die Einstellung sicherlich nicht monolithisch, wie etwa Ben Shepherd bereits anhand einer einzigen Sicherungsdivision gezeigt hat (War in the Wild East. The German Army and Soviet Partisans, Cambridge, MA, London 2004). Auch hätte man sich an dieser Stelle eine genauere Analyse gewünscht, welches Gewicht den Propagandamaßnahmen innerhalb des Bündels unterschiedlicher, teilweise widerstreitender Interessen des Besatzungsapparats zukam. So war beispielsweise die Rekrutierung von Zwangsarbeitern für den Einsatz im Deutschen Reich einer der Hauptgründe für das starke personelle Wachstum der sowjetischen Partisanenbewegung. Zwar wurde die Verschleppung von »Partisanenverdächtigen« als »Fremdarbeiter« auch zur Bekämpfung des bewaffneten Widerstandes genutzt, die Gewinnung von »Fremdarbeitern« war aber unabhängig davon ein genuines Ziel der Besatzer.

Noch störender aber ist die oberflächliche Behandlung, die das untersuchte Territorium erfährt: Das besetzte Weißrussland war ein höchst heterogenes Gebilde, dessen westliche Teile bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu Polen gehört hatten. Nach der Besetzung durch sowjetische Truppen im September 1939 waren mehrere Besatzungs- und Enteignungswellen über das Land gerollt. Mehr als 300 000 Personen waren nach Sibirien und Kasachstan deportiert worden. Die traumatischen Erfahrungen der zweijährigen sowjetischen Herrschaft wirkten sich auch auf das Verhalten der Bevölkerung unter der deutschen Okkupation aus. Gleiches galt für die, von Quinkert ebenfalls nur am Rande thematisierte, multiethnische Zusammensetzung der Einwohnerschaft. Das zeigte sich nicht zuletzt in der Einstellung der Bevölkerung zu den sowjetischen Partisanen. Diese war kei-

neswegs einheitlich positiv, wie Quinkert unter Ausblendung neuerer Forschungsergebnisse unterstellt. Ihre Aussage, die Bevölkerung habe genau zwischen Eroberern und Verteidigern unterscheiden können, weshalb die »Spaltungsversuche der deutschen Antipartisanenpropaganda« gescheitert seien (S. 270), wird der schwierigen Gemengelage gerade im Westen des Landes nicht gerecht, in dem auch die Sowjets von vielen Einwohnern als Besatzer wahrgenommen wurden. Die Spaltung der Partisanenbewegung war zudem auch ohne jegliches Zutun der Besatzungsmacht eine Tatsache: In weiten Teilen des Gebietes operierten neben den Sowjetpartisanen auch die Untergrundkämpfer der polnischen Heimatarmee.

Quinkert legt die bislang genaueste Untersuchung der deutschen Propagandapolitik in Weißrussland vor. Minutiös beschreibt sie die eingesetzten Propagandamittel ebenso wie die unterschiedlichen Konzepte, die im Laufe der Besatzung zum Einsatz kamen. Eine tiefergehende Analyse der Bedeutung der Propaganda für die gesamte Okkupationspolitik bleibt sie jedoch schuldig.

Alexander Brakel

David M. Glantz with Jonathan M. House, To the Gates of Stalingrad. Soviet-German Combat Operations, April–August 1942, Lawrence, KS: University Press of Kansas 2009, XIX, 655 S. (= Modern War Studies; The Stalingrad Trilogy, 1), $ 39.95 [ISBN 978-0-7006-1630-5]

Selten wird militärische Operationsgeschichte aus dem Blickwinkel sämtlicher Kontrahenten geschrieben. Diesen schwierigen Weg beschreitet David Glantz mit seinem Ko-Autor im ersten Teil eines auf drei Bände angelegten Werkes über die militärischen Ereignisse in der Sowjetunion vom Frühjahr 1942 bis zum Frühjahr 1943. Was Glantz vorlegt, ist die umfänglichste je über dieses Thema verfasste Arbeit. Wie der Titel nahelegt, umspannt der erste Teil die Kämpfe bis zum Erreichen Stalingrads durch die 6. deutsche Armee. Die folgenden Bände werden dem Häuserkampf in der Wolga-Metropole, der sowjetischen Gegenoffensive, der Vernichtung der 6. Armee sowie der anschließenden Stabilisierung des Südflügels der Ostfront gewidmet sein.

Der hier vorzustellende Band will dem Geschehen im Frühjahr und Sommer 1942 seinen Eigenwert belassen und es nicht ausschließlich vor dem Hintergrund der Stalingrad-Katastrophe interpretieren. Im Winter 1941/42 hatten sich beide Seiten bis zur Erschöpfung verausgabt. Während im Frühjahr beide Armeen aufgefüllt wurden, suchten Hitler und Stalin verzweifelt nach einer Lösung, um das kräfteverschlingende Ringen in diesem Jahr zu beenden. Erstaunlicherweise teilten die Diktatoren eine übereinstimmende Lagebeurteilung: Beide hatten sich dem Sieg im Herbst und Winter 1941 – zu unterschiedlichen Zeitpunkten – nahe gesehen und wollten ihn nun durch neue Offensiven endgültig erringen. Über das Wie kam es in den militärischen Führungen beider Staaten zu heftigen Kontroversen.

Für die Wehrmacht stand nichts weniger auf der Agenda als eine Neubewertung sämtlicher Grundlagen, auf denen das »Unternehmen Barbarossa« begonnen worden war. Da der erwartete Sieg ausblieb, musste zunächst die auf »Blitzkrieg« eingerichtete deutsche Rüstung auf einen höheren Ausstoß umgestellt werden. Dabei zeichnete sich rasch ab, dass der Mangel an Facharbeitern und Rohstoffen es mehr als fraglich erscheinen ließ, ob die Wehrmacht jemals in der Lage sein würde, den hartnäckigen sowjetischen Widerstand zu brechen. Hinzu kam das Dilemma,

dass der Ostkrieg mit dem Kriegseintritt der USA zu einem globalen Konflikt geworden war. In Kenntnis der amerikanischen Ressourcen wollte Hitler ein »window of opportunity« nutzen, bevor jene wirksam werden konnten. Er hoffte, dass sein japanischer Verbündeter die USA das ganze Jahr 1942 in Schach halten würde, während die Wehrmacht die Rote Armee zerschlagen sowie die Industriegebiete im Donbas und die Ölfelder des Kaukasus besetzen sollte. Gelänge dies, würde die »Festung Europa« einen langen Abnutzungskrieg gegen die anglo-amerikanischen Mächte aushalten. Kurzum: 1942 war für Hitler das entscheidende Jahr, denn nur in ihm würde die Wehrmacht voraussichtlich an nur einer Front kämpfen. Im Gegensatz zu den zermürbenden Disputen des Vorjahres stand nun außer Streit, dass die Wehrmacht ihre verbliebene Schlagkraft am Südflügel der Ostfront massieren würde. Obwohl die Heeresführung die Aussichten der in die Tiefe Russlands führenden Operation (Deckname »Blau«) mit Skepsis betrachtete, gab es keinen Alternativplan.

Auf sowjetischer Seite ergab sich ein weniger eindeutiges Lagebild. Stalins Berater plädierten dafür, vorerst in der Defensive zu verharren. Stalin war anderer Ansicht: In dem Irrglauben, das deutsche Heer stünde vor dem Kollaps, forderte er eine Offensive zum frühestmöglichen Zeitpunkt. Überzeugt von einem bevorstehenden deutschen Versuch zur Eroberung Moskaus, befahl der Diktator der Roten Armee, ihre Verbände im Mittelabschnitt der Front zu konzentrieren, wo sie nach Abwehr des erwarteten deutschen Angriffs eine gewaltige Gegenoffensive starten sollten. Es bedufte erheblicher Anstrengungen, um Stalin von den Vorteilen einer aktiven strategischen Defensive zu überzeugen. Wiewohl verständlich, erwies sich dieser Kompromiss als kapitaler Fehler, weil er die Masse der sowjetischen Verbände an der falschen Stelle dislozierte und örtliche Befehlshaber zu riskanten Teiloffensiven ermutigte, die wenig strategischen Sinn hatten.

Vor diesem Hintergrund behandelt das Buch ausführlich die Kämpfe im Vorfeld von »Blau«, die zwar einerseits deren Ausgangsbasis verbesserten, andererseits jedoch die deutschen Kräfte schwächten. Unter diesen Umständen konnte auf einen Erfolg der Hauptoffensive bestenfalls dann gerechnet werden, wenn alles nach Plan verlaufen würde. Exemplarisch zeigt sich dieser Zusammenhang an Mansteins Eroberung der Krim: Wohl demonstrierte hier die deutsche Seite nochmals ihre Überlegenheit bei Anlage und Durchführung komplexer Unternehmen, dies konnte jedoch die grundlegende Schwäche der Wehrmacht nicht kaschieren: Es fehlte ihr an Kräften, um einen taktischen Sieg in einen strategischen zu verwandeln. Selbst ein Erfolg wie auf der Krim war erkauft durch die Massierung von Heeres- und Luftwaffenverbänden zu Lasten anderer Frontabschnitte, was dort sowjetische Angriffe provozieren musste. Als ein Beispiel schildern Glantz und House den sowjetischen Angriff auf Charkov Mitte Mai, der die Heeresgruppe Süd zerschlagen sollte. Daraus wurde nichts, u.a. wegen der raschen Verlegung deutscher Verstärkungen in den Raum Charkov, denen es gelang, starke Teile der Angreifer einzukesseln. Diese Verschiebungen verzögerten aber Mansteins Krim-Operation, was in einer Kettenreaktion das Anlaufen der Hauptoffensive hinausschob.

Als »Blau« Ende Juni endlich begann, kamen sofort weitere deutsche Schwachpunkte ans Licht. Wegen der Unmöglichkeit, sämtliche vorgesehenen Verbände schon zum Startzeitpunkt bereitzustellen, verfiel das Oberkommando des Heeres (OKH) auf einen komplizierten Stufenplan, bei dem jede Phase ein Teilziel erreichen und so den nächsten Schritt ermöglichen sollte. Erstes Etappenziel war die Stadt Voronež, um Flankenschutz für die nach Osten vordringenden Einheiten zu

gewährleisten. Danach würden die Angreifer entlang des Don nach Süden stoßen, um die dort stationierten Einheiten der Roten Armee einzuschließen. Nach Abschluss dieser Etappe war die Landbrücke zwischen Don und Wolga zu überwinden, um Stalingrad zu neutralisieren – eine Einnahme der Stadt war nicht zwingend vorgesehen, sie konnte durch die Luftwaffe »ausgeschaltet« werden. Erst danach sollte der Vorstoß in den Kaukasus beginnen. Bis Anfang Oktober wollte Hitler alle diese Ziele erreicht haben.

Anfangs schien alles nach Plan zu laufen. Ihr desaströser Gegenangriff bei Charkov hatte die Sowjets an einer entscheidenden Stelle geschwächt. Gleichwohl führt die Annahme leichter deutscher Siege in die Irre: Die heftigen sowjetischen Gegenangriffe bei Voronež brachten den deutschen Zeitplan durcheinander. Zudem mussten die Deutschen erkennen, dass ihre im Vorjahr erfolgreichen Zangenoperationen jetzt nur noch wenige Gefangene einbrachten. Einschließungen ganzer sowjetischer Armeen wie 1941 kamen nicht mehr zustande, weil es der Wehrmacht an gepanzerten und mechanisierten Verbänden mangelte und weil, zweitens, die Sowjets sich nicht mehr so leicht einkesseln ließen. Dennoch melden die Autoren Zweifel an der These an, die Sowjetführung hätte die bittere Lektion von 1941 gelernt. Stalin bestand nach wie vor auf starrer Verteidigung um jeden Preis. Im Sommer 1942 genehmigte er nur kleinere Rückzüge – wenn ein Desaster ausblieb, so wegen der Schwäche der Deutschen. In der Tat flohen zahlreiche Verbände der Roten Armee nach Osten; die unzureichende Zahl der Angreifer und deren notorischer Treibstoffmangel hinderten diese, daraus Nutzen zu ziehen. Kurzum: Die Deutschen konnten zwar die Rote Armee schlagen, sie aber nicht vernichten.

Dennoch zog Hitler euphorische Schlüsse aus den ersten Erfolgen von »Blau«. Am 23. Juli erließ er eine Weisung zur Fortführung der Offensive, die sicherstellte, dass die Wehrmacht keines ihrer Ziele erreichen würde. Unverkennbar demonstrierte die Weisung Hitlers wachsende Ungeduld. Um das Tempo der Offensive zu beschleunigen, befahl er eine Teilung der Angriffsverbände: Heeresgruppe B sollte in Richtung Stalingrad vordringen, die Ziele für die Heeresgruppe A lauteten: zuerst Rostov, dann der Kaukasus. Damit war der ursprüngliche Stufenplan mit seinen aufeinander aufbauenden Phasen obsolet. Zwei Heeresgruppen operierten nach dem neuen Schema in verschiedene Richtungen und keine von ihnen verfügte über ausreichende Kräfte. Hatte schon bisher der Nachschub kaum für eine Angriffsoperation ausgereicht, so sollte eine unzureichende Logistik nun deren zwei ausstatten. Ursprünglich hatte alles vom Gelingen eines minutiösen Plans abgehangen – diesen Plan warf Hitler nun über den Haufen.

Anfang August kam der deutsche Vorstoß in den Kaukasus zum Stillstand. Frustriert trieb Hitler seine Soldaten an. Dies hinderte ihn freilich nicht, Verbände von der Heeresgruppe A nach Stalingrad umzudirigieren. Im September enthüllte das Zerwürfnis zwischen Hitler und dem OKH die Einsicht, dass das Spiel verloren war. Kurz vor Erreichen der Ölfelder waren die Verbände im Stellungskrieg gefangen, was die Einnahme Stalingrads aus Prestigegründen umso wichtiger erscheinen ließ. Dabei hatten die Angreifer schon große Probleme, die Vorstädte der Wolga-Metropole zu nehmen. Ihre langen, ungeschützten Flanken luden geradezu zu einem sowjetischen Gegenschlag ein – ein Thema, das dem Nachfolgeband vorbehalten bleibt.

Dieses Buch ist eine klassische Operationsgeschichte, die detailgenaue Schilderungen mit tiefschürfenden Analysen verknüpft. Dabei stechen, was die deutsche Seite betrifft, die Hinweise auf deren Schwäche ins Auge. »Blau« hatte keine Er-

folgsaussichten mehr, als die Sowjets sich nicht mehr einschließen ließen. Immer wieder zeigte sich, dass die Wehrmacht nach wie vor zur Überschätzung ihrer eigenen und zur Unterschätzung der gegnerischen Fähigkeiten neigte. Auch bei der Roten Armee hatte sich gegenüber dem Vorjahr wenig geändert, es gab weiterhin unkoordinierte Angriffe, Führungsfehler, schlechte Ausbildung der Truppen, daneben aber den ungebrochenen Willen zu erbittertem Widerstand und zur Mobilisierung sämtlicher Ressourcen. Damit war die Wehrmacht mit dem konfrontiert, was sie am meisten fürchtete: einem Abnützungskrieg.

Diese formidable und detailreiche Operationsgeschichte wird, wenigstens im englischen Sprachraum, für lange Zeit das Standardwerk bleiben, wenngleich sie dem Leser einiges abverlangt. Die dem Werk zahlreich beigegebenen Karten sind, da viel zu klein, kaum zu entziffern. Die reichlichen Abbildungen sind von einer geradezu jämmerlichen Qualität. Für die Folgebände ist hier einiges zu verbessern.

Martin Moll

Ronald Smelser and Edward J. Davies II, The Myth of the Eastern Front. The Nazi-Soviet War in American Popular Culture, Cambridge: Cambridge University Press 2008, 327 S., $ 21,99 [ISBN 978-0-521-71231-6]

Wer von dem vorliegenden Buch eine profunde und systematische Untersuchung erwartet, wird enttäuscht werden. Die Hauptthese der Autoren ist es, dass die amerikanische Öffentlichkeit nach 1950 »ungewöhnlich« aufnahmebereit für eine Sicht des Krieges an der Ostfront gewesen sei, wie sie von führenden ehemaligen Offizieren der Wehrmacht und führenden Nationalsozialisten nach 1945 propagiert wurde. Aufgrund des einsetzenden Kalten Krieges habe man die Waffenbruderschaft des Zweiten Weltkrieges zwischen UdSSR und USA geopfert. Im Gegenzug seien die Kriegsverbrechen der Deutschen Wehrmacht und insbesondere der Waffen-SS bewusst in den Hintergrund gedrängt worden, um die Wiederbewaffnung und Teilhabe der jungen Bundesrepublik an der NATO zu legitimieren. Amerikanische Offiziere und Diplomaten hätten zusammen mit Generalstabsoffizieren wie Franz Halder dafür gesorgt, dass Wehrmacht und Waffen-SS von ihrer Beteiligung an Shoah und Kriegsverbrechen reingewaschen worden seien. Dies habe zu einer Umkehrung öffentlicher Rollenzuschreibungen in den USA geführt: Aus den deutschen Tätern wurden Opfer (auch Opfer der Kriegsverbrecherprozesse), aus den sowjetischen Opfern Täter. Befeuert durch Verlage, welche die Selbstinszenierung deutscher Offiziere zu effektiven, edelmütigen Helden und Profis des Kriegshandwerks für einen Massenmarkt aufbereiteten, habe sich eine Gruppe von »Romantikern« gefunden, die in ihren Kriegsrollenspielen zwar darauf achteten, dass auch der letzte Uniformknopf dem Original getreu nachempfunden wurde, aber wo sich dieser Authentizitätsfetischismus im Oberflächlichen erschöpfte. Die Verwicklung von Wehrmacht und Waffen-SS in das verbrecherische NS-System würden einfach ausgeblendet, damit die Freude nicht getrübt werde wie am kindlichen Soldaten-Spiel, dem wohl eine ganze Reihe von 6- oder 8-Jährigen nachgehen würden, wenn man ihnen nicht erklärte, dass Krieg etwas ganz Schlimmes ist.

Vor dieser Geschichtsklitterung, dem Unwillen der »Romantiker«, sich dem Gegenstand ihrer Bewunderung mit einem Mindestmaß an Analysewillen zu nähern, sich mit Hilfe von durch die Geschichtswissenschaft gesicherter Erkenntnisse

mit dem Objekt ihrer Identifikation auseinanderzusetzen, stehen die Autoren ratlos und entrüstet. Aber gerade dies ist es, was die Online- und Freizeit-Soldaten nicht wollen: sich auseinandersetzen; sie wollen Krieg spielen und sich an der Identifikation mit dem vermeintlichen ritterlichen Heldenmut deutscher Soldaten erfreuen. Den Autoren gelingt es nicht, die zugrundeliegenden Mechanismen, etwa über eine Gruppenbiografie, und die Funktion dieser kindischen Spiele in der Identitätskonstruktion aufzuschlüsseln. Und auch die Analyse der Zusammenhänge und Bedingungen der Re-Konstruktion von Tätern, Opfern, Freunden, Feinden während des Kalten Krieges geht über Bekanntes kaum hinaus; möglicherweise fruchtbare kulturwissenschaftliche Konzepte werden nicht benutzt. Lange Exzerpte aus Internet-blogs, dem neuen transnationalen Raum der Wehrmachtsoldatenspieler, tragen kaum zu erweitertem methodisch fundiertem Erkenntnisgewinn bei – viel zu vieles bleibt anekdotenhaft. Auch ist die Entlarvung der Egodokumente deutscher Weltkriegsoffiziere als Versuche, sich, die Deutsche Wehrmacht und die Waffen-SS von der Last des Völkermords, von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit reinzuwaschen, bereits geleistet worden. Einer Antwort auf die wichtigen Fragen nach den Mechanismen und Hintergründen für ihren irritierenden Befund sind die Autoren auch nach mehr als 300 Seiten nicht viel näher gekommen. Gleichwohl wirft das Buch sehr wichtige Fragen auf, die aufgegriffen werden und weiter verfolgt werden sollten.

Michael Wala

Mark Healy, Zitadelle: The German Offensive Against the Kursk Salient 4–17 July 1943, Stroud: The History Press 2008, 399 S., £ 30.00 [ISBN 978-1-86227-336-8]

Für sein neues Buch über die Offensive der Wehrmacht gegen den Kursker Frontbogen im Juli 1943 hat der britische Autor Mark Healy den deutschen Decknamen des Angriffs »Zitadelle« gewählt, nicht die im englischen Sprachraum übliche Übertragung »Operation Citadel«. Dieser Titel suggeriert, was sich bei der Lektüre bestätigt: Healy behandelt vor allem aus deutscher Sicht die ersten zwei Wochen der großen Schlacht bei Kursk, die sich bis Ende August 1943 hinzog und mit einer entscheidenden Niederlage der Wehrmacht sowie der Wiedereroberung von Orël und Char'kov durch die Rote Armee endete. Die sowjetische Seite bleibt aber keineswegs unberücksichtigt. Auch ihr widmet der Autor einige Kapitel, zeichnet strategische Entscheidungen der sowjetischen Führung nach und lässt die bekanntesten Protagonisten der Roten Armee zu Wort kommen.

»Zitadelle« ist nicht die erste Arbeit des Autors zur deutschen Offensive bei Kursk; bereits 1992 hatte Healy dazu eine knappe populärwissenschaftliche Darstellung vorgelegt. Sein neues Buch ist ebenfalls populärwissenschaftlich gehalten. Auf eigene Grundlagenforschung hat der Autor ebenso verzichtet wie auf Forschungsdiskussion und Anmerkungsapparat. Allerdings beschreibt »Zitadelle« die Vorgeschichte der Schlacht und die Kämpfe sehr umfangreich und berücksichtigt zudem auch einen Teil der jüngeren Forschungsliteratur – allerdings nur einen Teil, und gerade das ist das Hauptmanko des Buches. Da der Autor (von einer Ausnahme abgesehen) ausschließlich englischsprachige Literatur herangezogen hat, finden sich in seiner Darstellung zahlreiche Klischees und Legenden, die von der deutschen Forschung längst widerlegt worden sind. Wer eine so umfangreiche

Studie über die Schlacht bei Kursk schreibt, kommt z.B. nach wie vor am Standardwerk von Ernst Klink zur Vorgeschichte der Schlacht aus deutscher Sicht und an der Studie von Eberhard Schwarz über die Stabilisierung der Ostfront Anfang 1943 nicht vorbei. Ebenso hätte auch ein Blick in das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht sowie die deutsche Forschungsliteratur der letzten Jahre geholfen, viele Missverständnisse und Fehldarstellungen zu vermeiden. Doch so ist Healys Bild der Ereignisse (leider) weiterhin hauptsächlich von den Memoiren der deutschen Befehlshaber, namentlich Heinz Guderian, Erich von Manstein und Friedrich Wilhelm von Mellenthin, geprägt, und die Entscheidungsfindung zur deutschen Sommeroffensive wird, ganz gemäß Mansteins Memoiren, zum Ringen zwischen dem vermeintlich genialen Strategen Manstein und einem monolithischen und zugleich dilettantischen Hitler. Hans Günther von Kluge, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte und Hauptverantwortliche für die Durchführung des Unternehmens »Zitadelle«, spielt in Healys Darstellung hingegen bloß eine Statistenrolle.

Auch bei der Beschreibung der sowjetischen Seite dominieren die Memoiren der beteiligten Befehlshaber das Bild. Kritiklos übernimmt der Autor beispielsweise die längst widerlegte sowjetische Behauptung, die Rote Armee habe den Beginn der deutschen Offensive durch einen überraschenden Feuerschlag auf die deutschen Bereitstellungen verzögern können. Und bei der Beschreibung der Kämpfe taucht immer wieder das von der Propaganda verbreitete Bild sowjetischer Infanteristen auf, die angreifende deutsche Panzer im Nahkampf mit Molotow-Cocktails und Sprengladungen zerstören. Dabei hätte die Lektüre der Geschichte der schweren Panzerjägerabteilung 654 von Karlheinz Münch, die auch auf Englisch vorliegt und in Healys Literaturverzeichnis auftaucht, den Autor eines Besseren belehren müssen. Gerade diese Abteilung soll mit ihren schweren Jagdpanzern angeblich ein bevorzugtes Ziel sowjetischer Nahkämpfer gewesen sein. Doch in einem zeitgenössischen Bericht des Abteilungskommandeurs, der bei Münch vollständig wiedergegeben ist, heißt es, dass während des gesamten Unternehmens »Zitadelle« kein sowjetischer Infanterist an die Kampfwagen der Einheit herangekommen sei. Entsprechende Aussagen liegen auch von Soldaten anderer Panzereinheiten vor. Doch noch immer zeigt sich der nachhaltige Einfluss der sowjetischen Propaganda auf die Geschichtsschreibung, so auch in Healys Kapitel über die »neue« Rote Armee (Kapitel 17), die sowohl in Bezug auf die Qualität der Bewaffnung und Ausrüstung als auch hinsichtlich der Kampfmoral wesentlich besser gewesen sei als 1941/42. Sowjetische Kriegs-Poesie und Zitate des berüchtigten Agitators Ilja Ehrenburg sind jedoch kein überzeugender Beweis, dass es eine »neue« Rote Armee war, die sich im Sommer 1943 der Wehrmacht entgegenstellte. Zur Beleuchtung der sowjetischen Seite wäre ein Blick auf die jüngere russische Forschung angebrachter gewesen. So sind allein zwischen dem 60. Jahrestag der Schlacht im Jahre 2003 und dem Abschluss von Healys Recherchen 2007 fast ein Dutzend (!) russische Bücher über das Thema erschienen, von denen der Autor kein einziges beachtet hat.

Außerdem finden sich zahlreiche kleinere inhaltliche bzw. sachliche Fehler und falsche Schreibweisen deutscher Namen und Begriffe, was die Lektüre des ohnehin in Fußnotenschriftgröße gedruckten Bandes nicht gerade zum Vergnügen macht. Da der Autor sich offenbar sehr für die Geschichte der Wehrmacht interessiert und in den vergangenen Jahren bereits mehrere Veröffentlichungen dazu vorgelegt hat, wäre es für seine weitere Arbeit sicher förderlich, wenn er sich deutsche Sprachkenntnisse aneignen würde.

Um bei aller Kritik fair zu bleiben, muss man jedoch die Mühe würdigen, die stets in einer so umfangreichen Monografie steckt. Zudem finden sich in Healys Arbeit durchaus beachtenswerte Gedanken und interessante Passagen. Dazu zählen die Kapitel über Spionage und Gegenspionage (Kapitel 8 und 12) ebenso wie der wiederholte Hinweis, dass viele der in den Kämpfen beschädigten deutschen Panzer später noch aufgegeben werden mussten, weil der vormarschierenden Roten Armee die rückwärtigen Reparaturwerkstätten der Wehrmacht in die Hände fielen. Dieser Aspekt wurde bisher bei der Erstellung von Verluststatistiken in der Literatur kaum beachtet. Schließlich ist auch Healys Bemühen um Ausgewogenheit und einen umfassenden Blick auf die Vorgeschichte der Schlacht zu würdigen, der taktische und militärstrategische Überlegungen ebenso berücksichtigt wie wirtschaftliche und technische Aspekte. Insgesamt muss man jedoch festhalten, dass das Buch durch die Nichtbeachtung der jüngeren deutschen und russischen Literatur weit hinter dem aktuellen Forschungsstand zurückbleibt.

Roman Töppel

Stefan Geck, Dulag Luft/Auswertestelle West. Vernehmungslager der Luftwaffe für westalliierte Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 2008, XX, 544 S. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 1057), EUR 86,00 [ISBN 978-3-631-57791-2]

In der vorliegenden Publikation zeichnet Stefan Geck die Geschichte des einzigen Vernehmungslagers der Luftwaffe für westalliierte Flugzeugbesatzungen in Oberursel/Taunus als wichtige Feindnachrichtenquelle des Luftwaffenführungsstabes von 1939 bis 1945 nach. Gleich zu Beginn hebt er hervor, dass in Oberursel keine Kriegsverbrechen an den Gefangenen verübt wurden, was er am Ende anhand des von den Alliierten 1945 durchgeführten Dulag-Luft-Prozesses eingehend nachweist. Ein gefangener britischer Squadron Leader bezeichnete Ende 1941 das Lager gegenüber einem der internationalen Rotkreuz-Inspektoren als »eher ein Hotel«. Tatsächlich gab es Ausflüge der Gefangenen mit ihren Vernehmern in die Umgebung, Wanderungen durch den Taunus, Badegelegenheiten im örtlichen Freibad und Begrüßung der Gefangenen mit alkoholischen Getränken. Zur Sicherheit gegen Fluchtversuche genügte ein Begleiter oder sogar das Ehrenwort. Natürlich sollten die Gefangenen durch diese Behandlung auch zum freiwilligen Reden veranlasst werden. Die Gestapo betrachtete dieses Treiben argwöhnisch, und als 18 britische Offiziere im Juni 1941 flüchten konnten, wurde der damalige Lagerkommandant kurze Zeit später abgelöst.

Unter dem neuen Lagerkommandanten, Oberstleutnant Killinger, der Hitler und Göring verachtete und ein korrekter Offizier alter Schule war, entspann sich der Gegensatz zur Gestapo, dem Reichssicherheitshauptamt der SS, dem Auswärtigen Amt und Goebbels' Propagandaministerium immer mehr. Sie alle wollten Einfluss auf die Gefangenenbehandlung nehmen. Dem Kommandanten kam es aber in erster Linie auf die Gewinnung von militärisch wichtigen Informationen für den Luftwaffenführungsstab, seiner fachlich vorgesetzten Dienststelle an, während das Auswärtige Amt politische Erkenntnisse über das Verhalten der Feindstaaten suchte – bei dem geringen Bildungsstand der meist noch sehr jungen Besatzungen ein ziemlich vergebliches Unterfangen; das Goebbels-Ministerium

suchte Ansatzpunkte für eigene Propaganda überhaupt und unter den Kriegsgefangenen; das Reichssicherheitshauptamt war bestrebt, das ganze Vernehmungslager zu kontrollieren, und die Gestapo ließ die Vernehmungsoffiziere beobachten, die deshalb einen großen Bogen um jene machten.

Ganz allgemein betrachteten Parteileute das maßgebliche Luftwaffenpersonal mit großem Misstrauen. Der Einsatz von Parteimitgliedern in Zivil bei Vernehmungen brachte wegen deren geringer fachlicher Eignung keine besonderen Ergebnisse. Er diente auch vor allem dem Zweck, die Vernehmer, meist Offiziere, aber auch Mannschaftsdienstgrade, auf ihre politische Zuverlässigkeit zu prüfen. Killinger suchte sich seine Leute nicht nach politischen Gesichtspunkten aus, sondern aufgrund ihrer Lebenserfahrung und ihrer besonderen Kenntnis des Auslandes. Viele von ihnen hatten in der Zwischenkriegszeit in meist höheren Positionen in der Wirtschaft und Industrie im In- und Ausland gearbeitet und vertraten überwiegend liberalnationale und nicht nationalsozialistische Auffassungen. Dies ließ sie für Gefangenenvernehmungen viel geeigneter erscheinen als stramme Parteigänger. Killinger und sein Stab suchten sich jedenfalls allen parteipolitischen Einflussversuchen weitgehend zu entziehen, wenngleich manchmal Kompromisse nicht zu umgehen waren. Im Gegensatz zu Großbritannien und den USA gab es in der Luftwaffe noch keinen formellen Ausbildungsgang zum Vernehmungsoffizier. Man ging ganz individuell an die Vernehmungstätigkeit heran, was Killinger mit seinem Laisser-faire-Führungsstil gegenüber seinem überwiegend gebildeten Personal für angemessen hielt. Er weigerte sich auch, Mahlzeiten gemeinsam mit Gestapo- und SD-Leuten einzunehmen. Manchmal konnte unter Hinweis auf die Vordringlichkeit militärischer Erkenntnisgewinnung für den Luftwaffenführungsstab Ic die Freilassung alliierter Flugzeugbesatzungen aus dem Gewahrsam der Gestapo erwirkt werden. Nachdem der Reichsführer SS am 1. Oktober 1944 als Befehlshaber des Ersatzheeres auch die Kontrolle über die Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht erlangt hatte, strengte Göring sogleich einen Prozess vor einem Sondergericht gegen Killinger wegen angeblich mangelhafter Führung seiner als Defätisten bezeichneten Vernehmungsoffiziere und angeblicher Fraternisierung mit dem Feind an. Der Lagerkommandant wurde freigesprochen.

Im Einzelnen werden sodann die Vernehmungsmethoden beschrieben. Sie richteten sich nach dem Genfer Kriegsgefangenenabkommen von 1929 und unterschieden sich kaum von den in Großbritannien, den USA bis dahin und den heute bei der NATO praktizierten. Physische Gewalt war verboten. Nur 1 Prozent der insgesamt etwa 40 000 durch Oberursel/Wetzlar geschleusten Kriegsgefangenen fühlten sich misshandelt.

Die meist älteren und im Zivilleben erfahrenen Vernehmer der Luftwaffe gingen im Allgemeinen in verbindlichem Ton vor, griffen aber auch zu Tricks, wo angebracht, und manchmal wurde die Auslieferung an die Gestapo als Druckmittel zur Informationsgewinnung (nur) angedroht. Scheinerschießungen und dergleichen gab es nicht. Zahlreiche Karteien halfen den Vernehmern bei ihrer Orientierung und beim Vorgaukeln großen Wissens, um die Gefangenen in Gespräche zu verwickeln, bei welchen sie mehr sagten als sie eigentlich durften und wollten. Das Interesse der Luftwaffenführung bezog sich vornehmlich auf taktisch-operative Information. Wehrwirtschaftliche, politische, wehrpsychologische, auf die Moral beim gegnerischen Militär und der Zivilbevölkerung zielende Befragungen wurden erst sehr spät eingeführt, wie 1944 auch die Auswertung der feindlichen Presse, und hatten einen vergleichsweise geringen Stellenwert, so wie auch das sich über

längere Zeitspannen hinziehende Abhören von Gefangenen. Letzteres erklärt sich zum Teil dadurch, dass sich diese meist nicht sehr lange im Lager aufhielten. Trotzdem bestand kein Interesse, die in hohem Maße verfügbaren technischen Mittel auch angemessen einzusetzen. Ganz anders war es nach Sönke Neitzel bei den Briten, wo in Trent Park etwa 5800 Abhörprotokolle aufgenommen wurden. Dies alles spiegelt die vornehmlich militärische Denkweise der Luftwaffenführung, die es, wie vom Rezensenten schon anderswo beschrieben, versäumte, ein für die Führung eines langen Abnutzungskrieges notwendiges gesamtstrategisches Denken zu entwickeln. Hinzu kommt noch das unkoordinierte Nebeneinander der deutschen Nachrichtendienste, worauf bereits David Kahn hingewiesen hat. Insgesamt erbrachte die Vernehmungsabteilung, deren Personalbestand bis 1944 von 30 auf etwa 300, darunter 50 bis 60 Vernehmer angewachsen war, bei etwa 25 000 Vernehmungen während des Krieges nur 20 Prozent der Erkenntnisse über den Gegner. Dagegen war die Abteilung Beute- und Nachrichtenauswertung mit ihren ziemlich umfassenden Karteien und am Ende nur rund 30 Mitarbeitern seit Mitte 1942 das Rückgrat der Vernehmungsstelle Oberursel und lieferte 80 Prozent der Feinderkenntnisse.

Ausführlich befasst sich der Autor mit den Biografien der wichtigsten Offiziere und Vernehmer entweder im Text oder in den Fußnoten. Offensichtlich will er zeigen, dass sie mit ihrer Lebens- und Auslandserfahrung einen anderen Typ darstellten als der Berufsoffizier. Umso mehr wundert man sich, dass ihr Vernehmungshorizont nicht breiter war. Aber das lag wohl an den Vorgaben und an den gegen Kriegsende immer vordringlicher werdenden taktischen Notwendigkeiten der militärischen Führung. Insbesondere wird das Tun des Obergefreiten Hanns Joachim Scharff untersucht, des einzigen Vernehmers, über den es eine ausführliche Beschreibung gibt, nämlich Raymond Tolivers »Master Interrogator«. Vielleicht war gerade Tolivers Hervorhebung dieses einzelnen Mannes der Grund für die ausführliche Analyse seines Handelns im Vergleich zu anderen Vernehmungsoffizieren, denn in den Oberurseler Unterlagen und in der unmittelbaren Nachkriegsbehandlung des Lagerpersonals durch die Alliierten findet sich nichts, was ihn als besonders bedeutsam und besser als die anderen erscheinen ließe. Der Verfasser geht wohl zu sehr von dem geringen Dienstgrad des Obergefreiten aus, obwohl er auch darauf hinweist, dass Scharff, verwandt mit dem gleichnamigen protestantischen Berliner Bischof, vor dem Kriege Generaldirektor einer bekannten deutschen Firma in Südafrika war, mithin außerordentliche Fähigkeiten besessen haben muss. Der häufig erwähnte niedere Dienstgrad sollte darüber nicht hinwegtäuschen, ist doch bekannt, dass im deutschen Militär damals auch Professoren, wenn sie Soldaten wurden, selbst im eigenen Labor, das nun etwa von einem fachlich nicht vorbelasteten Truppenoffizier gleitet wurde, wieder ganz klein anfangen mussten. Jedenfalls werden Scharff auch außerordentliche Fähigkeiten in der Menschenbehandlung attestiert. Aber zweifellos war er nicht der alle Kollegen überragende »Master Interrogator«.

Das Buch zeichnet sich durch die minutiöse, auf außergewöhnlich breiter deutscher und anglo-amerikanischer Aktenbasis und auch einiger Literatur beruhende und mit beachtenswerter Sachlichkeit vorgetragene Darstellung aus, die eine hoch anzuerkennende Leistung auf einem in der deutschen Militärgeschichtsschreibung ziemlich vernachlässigten Gebiet ist. Vielleicht hätte man die Dreiteilung der einzelnen Sachkapitel in Untersuchungsabsicht, Darstellung der Untersuchung und Resümee kürzen können, um denselben Punkten nicht mehrmals zu begegnen.

Auch wäre ein Personen- und Sachregister hilfreich gewesen. Und schließlich fehlt das, was man von einer Darstellung über einen Geheimdienst am ehesten erwarten würde, nämlich die gewonnenen Erkenntnisse über den Gegner und ihre Nutzung für die Planungen und Operationen der Luftwaffenführung. Dies ist jedoch nicht das Versäumnis des Verfassers, sondern beruht auf einer Lücke in der Quellenbasis. Es tut aber dieser hervorragenden Dissertation keinen Abbruch.

Horst Boog

Katrin Bromber, Imperiale Propaganda. Die ostafrikanische Militärpresse im Zweiten Weltkrieg, Berlin: Schwarz 2009, 408 S. (= Studien des Zentrums Moderner Orient, 28), EUR 32,00 [ISBN 978-3-87997-654-6]

Das vorzustellende Buch, eine aus einem DFG-Projekt am Zentrum Moderner Orient (Berlin) hervorgegangene Habilitationsschrift, betritt wissenschaftliches Neuland, indem es den bislang vor allem militär- und sozialhistorisch behandelten Kriegseinsatz von über 320 000 ostafrikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg im Dienste des britischen Empire erstmals unter propaganda-, medien- und mentalitätshistorischen sowie sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten analysiert. Die Verfasserin wertet dazu umfangreiche Quellenbestände des Public Record Office (PRO, nunmehr TNA) in London, der Kenya National Archives und weiterer britischer und ostafrikanischer Archive sowie elf während des Zweiten Weltkrieges erschienene ostafrikanische Periodika aus.

Nach einem einleitenden Überblick über die Kriegseinsätze ostafrikanischer Verbände zwischen 1940 und 1945 und der damit verbundenen geografischen Reichweite soldatischer Erfahrungen, die Nordafrika, den Nahen Osten, Madagaskar und Südasien einschlossen, rekonstruiert die Verfasserin im zweiten Kapitel akribisch Strukturen und Akteure im militärpropagandistischen Umfeld. Sie geht dabei auf Veränderungen bei den in London sitzenden Behörden ebenso ein wie auf strukturelle Unterschiede in den einzelnen britischen Kolonien Ostafrikas und das Zusammenwirken europäischer und afrikanischer Akteure. Das nächste Kapitel skizziert die unterschiedlichen Medien der ostafrikanischen Militärpropaganda, die nebst den im Zentrum der Untersuchung stehenden Zeitungen auch den Rundfunk, das Kino, Vorträge, spezielle Informationszimmer für Soldaten sowie persönliche Gespräche der britischen Truppenoffiziere mit ihren ostafrikanischen Untergebenen umfassten.

Das vierte Kapitel gibt einen Überblick über die Vielfalt des swahilisprachigen Presseangebots für ostafrikanische Soldaten, wobei die Verfasserin speziell auch die linguistischen Besonderheiten dieser Periodika herausarbeitet. Im folgenden Kapitel werden diese Publikationen einer inhaltlichen und funktionalen Analyse unterzogen, die ihre textuellen wie auch visuellen Elemente berücksichtigt. Schließlich werden die im Kontext der Legitimations- und Regulierungsbemühungen der ostafrikanischen Militärpropaganda zum Tragen kommenden Topoi untersucht. Zu diesen gehörten die Konstruktion des idealen (Kolonial-)Soldaten, die Vorstellung von Militär- und Kriegsdienst als Bildungschance, das angebliche Bündnis zwischen Front und Heimatfront, der facettenreiche Geschlechterdiskurs sowie die Regulierung der durch die Soldzahlungen generierten Geldströme. Aus dem Umstand, dass die Regulierungs- die Legitimationsstrategien bei Weitem überwogen, schließt die Verfasserin, dass *out-of-area*-Einsätze in den afrikanischen Reihen

ausreichende Zustimmung gefunden hätten, sodass ihre propagandistische Legitimierung nicht notwendig gewesen sei, und dass die swahilisprachigen Militärzeitungen primär als Instrumente der Verhaltenssteuerung zu betrachten seien.

Insgesamt, so die Verfasserin, waren die swahilisprachigen Militärzeitungen als Teil eines größeren propagandistischen Geflechts ein publizistisches Experimentierfeld, das nicht nur der britischen Militär- und Kolonialverwaltung, sondern auch der soldatischen Leserschaft und vor allem den lokalen afrikanischen Autoritäten Raum bot, ihre soziale Position während des Zweiten Weltkriegs zu verhandeln. Trotz der asymmetrischen Teilhabe der afrikanischen Akteure an diesem Projekt hätten die letzteren aktiv auf die inhaltliche und formale Gestaltung der Armeezeitungen Einfluss zu nehmen gewusst. Die Militärpropaganda sei deshalb als langfristiger interaktiver Prozess zu verstehen, dessen Wirkungen für die Nachkriegsgesellschaften konstitutiv gewesen seien.

Die vorliegende Studie stellt eine beeindruckende Propagandaanalyse dar, welche die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen – faktische Unmöglichkeit der Rezeptorenanalyse für eine weitgehend außerhalb der Reichweite von Oral History liegende Epoche – von derlei Untersuchungen deutlich macht. Die Verbindung von methodischen Ansätzen aus unterschiedlichen Disziplinen darf als gelungen bezeichnet werden und die empirische Untermauerung der vorgetragenen Thesen ist überzeugend. Teile der Arbeit haben eine Tendenz zu unnötigem Jargongebrauch, dieser hält sich aber in erträglichen Grenzen. Bedauerlicherweise fehlen Bemerkungen zu vergleichbaren Fällen weitgehend. Diese hätten sich insbesondere für das Beispiel der westafrikanischen Soldaten in der französischen Armee und die auf sie abzielende Propaganda angeboten, liegt doch für diese Truppen, neben mehreren exzellenten Studien zu unterschiedlichen Aspekten ihrer Einsätze in beiden Weltkriegen, mit dem nicht erwähnten Buch von Peter Bentley Clarke seit über zwei Jahrzehnten eine Arbeit zur kolonialen Propaganda in den Jahren 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 vor, die zwar nicht von ihrer Methodik, aber von ihrer Fragestellung her der hier angezeigten Untersuchung sehr nahekommt.

Christian Koller

Ženi Lebl, Odjednom drukčija, odjednom druga. Sećanja i zaboravi [Plötzlich anders. Plötzlich eine andere. Erinnerungen und Vergessenes], Beograd: Čigoja Štampa 2008, 197 S. [ISBN 978-86-7558-599-2]

Die Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung durch die Nationalsozialisten ist ein einmaliges Phänomen der Geschichte. Die Verfolgung begann 1933 im Deutschen Reich, dehnte sich nach Kriegsbeginn 1939 mit dem Vormarsch der Wehrmacht zur systematischen Vernichtung auf fast alle Länder Europas aus. Nach 1945, insbesondere in den drei letzten Jahrzehnten, haben zahlreiche Historikerinnen und Historiker Studien zu den Ursachen, zum Ablauf, den Verantwortlichen der Vernichtungspolitik und nicht zuletzt zu den Opfern selbst veröffentlicht. Aber auch die Betroffenen haben während der NS-Zeit und danach Aufzeichnungen verfasst, von denen im Laufe der Jahrzehnte viele publiziert worden sind und dem heutigen Leser drastisch – unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse oder nach der mitunter lange verdrängten Erinnerung – ihre Erlebnisse schildern. Hier seien die erst 1994 publizierten Tagebuchaufzeichnungen des Romanisten Victor Klemperer (»Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten«), die Er-

innerungen des bekannten Historikers Saul Friedländer (»Wenn die Erinnerung kommt«) oder aber diejenigen des bekannten Schauspielers Michael Degen (»Nicht alle waren Mörder«) genannt. Friedländer und Degen überlebten nur im Verborgenen und durch das Verbergen ihrer wahren Identität den Holocaust. Jeder Tag konnte für sie die Enttarnung und den Tod bringen.

Die hier vorgestellten Erinnerungen von Ženi Lebl (Jennie Lebel) haben einiges mit den Erinnerungen von Friedländer oder Degen gemeinsam. Denn auch sie konnte nur mit einer anderen Identität die Jahre des Holocaust überleben. Ženi Lebl ist außerdem ein Beispiel dafür, dass eine Überlebende erst nach vielen Jahren die Entscheidung traf, ihre Kriegserlebnisse zu veröffentlichen. Lebl lebte bis zu ihrem Tode im Oktober 2009 in Tel Aviv. Sie hat zahlreiche Aufsätze und Bücher zur Geschichte der Juden im ehemaligen Jugoslawien, vor allem in Serbien und Mazedonien, 2007 auch ein Buch zum Mufti von Jerusalem publiziert (Besprechung dazu in MGZ 67/2008, S. 545–548).

Ihre Memoiren beginnen recht unspektakulär. Ženi Lebl, 1927 geboren, wächst als wohlbehütetes Kind in einer bürgerlichen, weitgehend säkularisierten jüdischen Familie in Jugoslawien auf. Ihr Vater ist Bergbauingenieur, hat im Ersten Weltkrieg in der serbischen Armee gedient. In Belgrad verlebt Ženi Lebl bis 1940 eine unbeschwerte Jugend. Obwohl Jugoslawien zunächst keine Kriegspartei ist, wird es jedoch immer mehr in den Zweiten Weltkrieg hineingezogen. Die Annäherung Jugoslawiens an das »Dritte Reich« führt nicht nur zum Beitritt des Landes zum Dreimächtepakt im Frühjahr 1941, vielmehr wird bereits ein Jahr zuvor ein gegen die Juden gerichteter Numerus Clausus für den Besuch der weiterführenden Schulen und Universitäten eingeführt, der faktisch verhindert, dass Ženi Lebls älterer Bruder sich zum Studium an der Technischen Fakultät einschreiben und sie selbst weiterhin das Gymnasium besuchen darf. Zum ersten Mal muss sie erkennen, dass sie angeblich etwas anderes, »Minderwertiges« ist, und dass auch unter ihren ehemaligen Mitschülerinnen und Lehrerinnen solche Vorstellungen verbreitet sind.

Dramatisch verschlimmert sich jedoch ihre Situation im Frühjahr 1941. Nachdem die deutschfreundliche Regierung durch einen Militärputsch gestürzt wurde, überfällt die Wehrmacht Jugoslawien; am Morgen des 6. April wird Belgrad bombardiert. Ženi Lebls Vater hat sich zuvor als Reserveoffizier zum Armeedienst gemeldet. Von ihm gibt es in den folgenden Wochen und Monaten kein Lebenszeichen. Seine Frau bleibt allein mit ihren beiden Kindern in Belgrad. Sie führen ein Leben, das zunehmend von antisemitischen Maßnahmen, einer brutalen Besatzungsherrschaft, Armut, Hunger und den Kampf ums nackte Überleben gekennzeichnet ist. Nur wenige aus ihrem nichtjüdischen Freundes- und Bekanntenkreis halten zu ihnen. Viele denken nur an ihre eigene Lage und passen sich den neuen Gegebenheiten an.

Als am 20. Juni 1941 Ženi Lebl 14 Jahre alt wird, muss auch sie den »Judenstern« tragen. Wenig später bricht in Serbien der erste Aufstand gegen die deutsche Besatzung aus, der jedoch brutal unterdrückt wird. Im Rahmen von »Vergeltungsmaßnahmen« wird landesweit die männliche jüdische Bevölkerung gefangengenommen und hingerichtet. Ženi Lebls Bruder und ihre Mutter werden zunächst zur Zwangsarbeit eingezogen. Ihr Bruder taucht später unter, um sich den Partisanen anzuschließen. Als im Dezember 1941 alle noch in Belgrad lebenden Juden, also vor allem Frauen und Kinder, aufgefordert werden, sich mit dem notwendigsten Gepäck im »Judenarbeitseinteilungslager« einzufinden, trifft Ženi Lebl eine Entscheidung, die ihrem Leben in den folgenden Jahren noch eine wei-

tere, dramatische Wende geben wird, wobei ausgerechnet das Verhalten eines deutschen Soldaten den Anlass hierfür bietet. Denn einen Tag vor dem angekündigten Sammeltermin tauchen auf dem Wohnungsgrundstück deutsche Soldaten auf, um sich mit den ihnen übergebenen Schlüsseln Eintritt in die bereits von Juden verlassenen Wohnungen zu verschaffen und sich dabei nebenher auch Gegenstände »anzueignen«. Als Ženi Lebls Hund sie anbellt, handelt einer der Soldaten auf seine Weise und erschießt kurzerhand das Tier. Davon traumatisiert und verzweifelt versucht Ženi Lebl nun, ihre Mutter doch noch zur Flucht zu überreden. Denn »so werden sie uns auch töten«. Ihre Mutter versucht sie jedoch zu beruhigen: Es werde schon nicht so schlimm werden. Hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, bei ihrer Mutter zu bleiben, aber auch der Ahnung, dass ihnen der sichere Tod bevorsteht, entscheidet sich schließlich Ženi Lebl noch am selben Tag zur Flucht.

Es beginnt nun für sie eine abenteuerliche Odyssee. Obwohl erst 14 Jahre alt und völlig auf sich allein gestellt, muss Ženi Lebl nun wie eine Erwachsene einen Weg finden, um zu überleben. Sie muss sich eine andere Identität aneignen, sich eine Legende als nichtjüdische Serbin zulegen, darf sich nicht verraten, muss hoffen, nicht erkannt zu werden und dabei immer wieder die Entscheidung treffen, wem sie trauen darf und wem nicht. Und sie lernt sehr schnell, dass sie niemandem vertrauen kann, was ihre wahre jüdische Identität betrifft.

Ihr Weg führt sie zunächst ins bulgarisch besetzte Niš im Süden Serbiens, wo sie bei einer Anhängerin der Partisanenbewegung unterkommt; 1943 erlebt sie dort den ersten Verrat, wird verhaftet, kann aber trotz der rigiden Vernehmungsmethoden ihre Identität vor den vernehmenden Beamten verbergen – und das, obwohl sie jetzt erst 15 Jahre alt ist. So gelangt sie 1943 als serbische politische Gefangene auf einen Transport ins »Großdeutsche Reich«, repariert als Zwangsarbeiterin auf einem Kriegsflugplatz der Wehrmacht Elektrokabel und sieht u.a., wie dort kurz zuvor stationierte Flugzeuge vom Typ »Gigant« von der alliierten Luftwaffe zerstört werden. Einen weiteren Luftangriff überlebt sie nur deshalb, weil sie anders als ihre Mitgefangenen nicht den vorgesehenen Schutzraum aufsucht. Schließlich wird sie ein weiteres Mal deportiert und gelangt Anfang 1945 nach Berlin. Auch hier wird sie in der Rüstungsindustrie als Zwangsarbeiterin eingesetzt, nach Sabotagevorwürfen jedoch von der Gestapo verhaftet und erlebt so die letzten Wochen des »Dritten Reiches« ausgerechnet in einem Gestapoverlies in einem Nebengebäude der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße. Es ist schieres Glück, dass sie auch dies überlebt, denn unmittelbar vor dem Einmarsch der Roten Armee wird sie, obwohl bereits zum Tode verurteilt, von ihren Wärtern freigelassen. Aber auch nach ihrer Befreiung geht der Überlebenskampf weiter. Nun muss sie sich den Vergewaltigungsversuchen sowjetischer Soldaten erwehren, was ihr nur mit Courage und Glück gelingt.

Nach ihrer Rückkehr nach Belgrad wird Ženi Lebl erfahren, dass ihre Ahnung richtig war: Ihre Mutter wurde in einem Gaswagen auf den Straßen Belgrads ermordet. Ihr Bruder jedoch hat bei den Partisanen und ihr Vater als jugoslawischer Offizier in einem deutschen Kriegsgefangenenlager überlebt.

Ženi Lebl hat ein aufrührendes, nachdenkliches und sehr lesenswertes Buch geschrieben. Eine Übersetzung in deutscher Sprache wäre ihm sehr zu wünschen.

Aleksandar-S. Vuletić